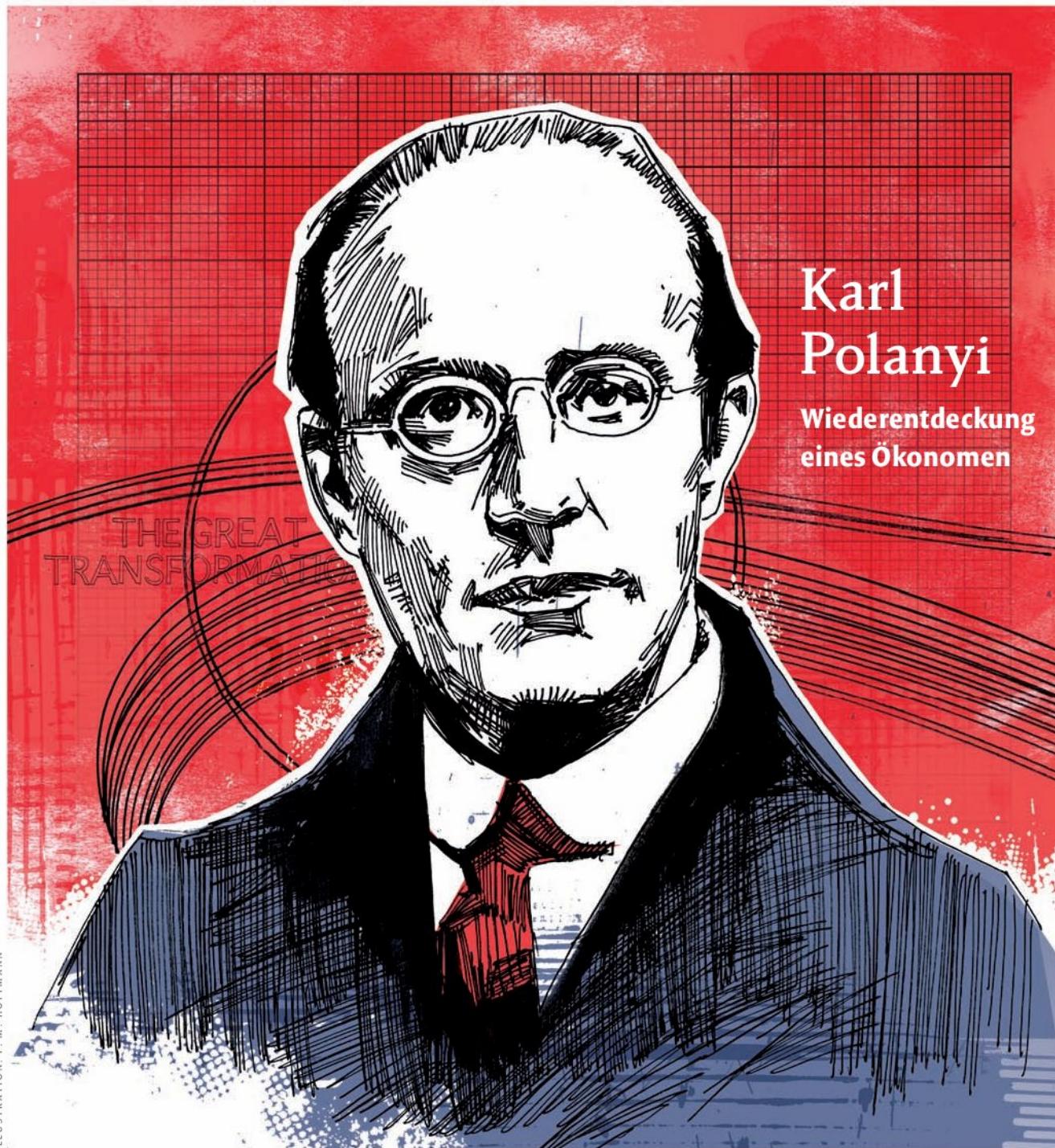




Transformation des Kapitalismus?



**Texte von Aulenbacher · Bärnthalter · Becker · Bose · Brie · Burawoy · Cangiani · Dale
Décieux · Heimerl · Helfert · Leitner · Lichtenberger · Marterbauer · Mesch · Novy
Rosner · Springler · Thomasberger · Thurnher · Tödtling · Urban · Wissen**

WER SORGT FÜR GERECHTIGKEIT?



FRAG UNS.

Die AK App mit dem Lexikon des Arbeitsrechts, mit Bankenrechner, Brutto-Netto-Rechner, Zeitspeicher, Urlaubsplaner, AK-Cartoons und mehr. Kostenlos erhältlich im App Store und Google play.

apps.arbeiterkammer.at



WIEN

GERECHTIGKEIT MUSS SEIN

Editorial

Wir leben in einer großen Transformation. Niemand wird das bestreiten. Globalisierung, Digitalisierung, Neoliberalisierung, Klimawandel – wer kann die Schlagwörter noch hören? Eine dramatische Auswirkung des Umbruchs, in dem wir uns befinden, betrifft die Ratlosigkeit traditioneller linker Politik. In einer Zeit, die ihr mehr Angriffsflächen böte als jede andere, weiß sie nicht mehr, auf wen sie sich beziehen kann und soll.

So kommt mit großer Verzögerung auch bei uns das Werk Karl Polanyis ins Blickfeld. Wieder einmal verblüfft uns, wie „Altösterreichs“ Moderne und deren Denker noch immer die Welt prägen: Friedrich Hayek, Ludwig Mises und eben Polanyi.

Mit dieser Beilage wird also einiges nachgeholt. Angeregt wurde sie durch die Gründung der International Karl Polanyi Society, die heuer im Mai in der Wiener Arbeiterkammer stattfand. Nicht von ungefähr, denn für Polanyi stellten die Leistungen des Roten Wien einen Höhepunkt westlicher Zivilisation dar.

Präsident und Vizepräsidentin dieser Gesellschaft, Andreas Novy und Brigitte Aulenbacher, haben mit Markus Marterbauer, Michael Mesch und Reinhold Russinger von der AK Wien und dem Autor diese Beilage konzipiert. Vor allem aber haben sie wesentliche Beiträge dazu geleistet und mit ihren Beziehungen ermöglicht, dass die Blüte der Polanyi-Forschung in diesem Heft schreibt. Und dass die Ökonomin Kari Polanyi Levitt, Tochter Karl Polanyis und Nachlassverwalterin seines Werks, nun auch Ehrenpräsidentin der International Karl Polanyi Society, in diesem Heft mit einem großen biografischen Interview über ihren Vater vertreten ist.

Karl Polanyi bietet keine Politik-Anweisung. Er bietet nur Analysen. In Debatten der angelsächsischen Linken spielt er eine prominente Rolle. In politisch dürftigen Zeiten, wo sogenannte Politikberater den Ton angeben und Social-Media-Teams die Öffentlichkeit prägen, bringt das Werk Karl Polanyis Denkanstöße der seltenen substantiellen Art. Auf aus ihnen folgende Denkprozesse hoffen wir.

Der AK Wien danken wir dafür, dass sie diese Beilage ermöglicht hat.

ARMIN THURNHER

Inhalt

Die Renaissance	5
Freiheit in einer bedrohten Gesellschaft Ein kurzer Grundriss des Polanyischen Denkens	6
Fiktive Waren Der Soziologe Michael Burawoy erklärt, wie öffentliches Gut zu privatem Kapital wird	10
Der Rechtspopulismus Ist der völkische Populismus eine Arbeiterbewegung von rechts?	12
Polanyi in den Medien Die Rezeption im deutschsprachigen und angelsächsischen Raum	14
Warum Polanyi in Wien? Markus Marterbauer und Andreas Novy antworten	16
Persönliches / Historisches	17
Kari Polanyi Levitt über ihren Vater Im Gespräch mit Michael Burawoy zeichnet die Ökonomin ein lebendiges Bild des stets engagierten, stets publizierenden Wirtschaftshistorikers	18
Ilona Duczynska Veronika Helfert porträtiert Karl Polanyis Frau, eine Revolutionärin	22
Kari Polanyi Levitt Andreas Novy beschreibt umfassend ihr Werk und ihre Person	24
Michael Polanyi Franz Tödtling über den etwas anderen Bruder, den Wissenschaftssoziologen	27
Prägende Milieus Michael Mesch über Stationen im Leben Polanyis: Budapest, Wien, London, Amerika ..	30
Schlüsselmoment Budapest Gareth Dale über den jungen Polanyi und Antisemitismus	32
Der Volksbildner Sabine Lichtenberger über einen, der immer lernte, wenn er lehrte	34
Inhalte und Wirkungen	35
Das Hauptwerk Andreas Novy und Richard Bärnthaler über „The Great Transformation“	36
Polanyi und Hayek Andreas Novy über Trennendes und Gemeinsames	38
Polanyi und Mises Peter Rosner über die Frage der Planbarkeit von Wirtschaft	40
Polanyi und Keynes Elisabeth Springler über zwei abseits des Mainstream	42
Polanyi und Nancy Fraser Michael Brie über das Polanyi-Verständnis der Philosophin	44
Natur Markus Wissen erklärt, warum Polanyi Natur eine fiktive Ware nennt	47
Sorgemarkte Brigitte Aulenbacher über sorgenden und sorglosen Kapitalismus	48
Wissensgesellschaft Michele Cangiani über Folgen der Vermarktung von Wissenschaft	49
Digitalisierung Hans-Jürgen Urban über die Freisetzung aus arbeitsrechtlichen Schutzregeln	50
Der Polanyi-Kongress	51
Zur Gründung der International Karl Polanyi Society Präsident und Vizepräsidentin erklären die Ziele der neuen Gesellschaft: der Wirtschaft ihren Platz zuzuweisen	52
Der Kongress in Zitaten Zusammenfassung der bei der Gründungskonferenz gehaltenen Referate	54
Forschung	57
Polanyi wörtlich Wichtige Zitate aus „The Great Transformation“ bieten einen Einstieg	58
Polanyi-Weltkarte Vier Institute beschäftigen sich mit Werk und Wirkung Polanyis	62
Ein Aufruf Wie man Mitglied der International Karl Polanyi Society werden kann	63

Impressum

Falter 43a/18 Herausgeber: Armin Thurnher **Medieninhaber:** Falter Zeitschriften Gesellschaft m.b.H., Marc-Aurel-Straße 9, 1010 Wien, T: 01/536 60-0, F: 01/536 60-912, E: wienzeit@falter.at, www.falter.at

Redaktion: Armin Thurnher **Herstellung:** Falter Verlagsgesellschaft m.b.H.; Layout: Marion Großschädl, Raphael Moser; Lektorat: Helmut Gutbrunner, Daniel Jokesch, Patrick Sabbagh; Geschäftsführung: Siegmar Schlager;

Anzeigenleitung: Sigrid Johler **Druck:** Leykam **DVR:** 047 69 86. Diese Beilage ist eine entgeltliche Einschaltung und erscheint in Zusammenarbeit mit der AK Wien. Alle Rechte, auch die der Übernahme von Beiträgen nach § 44 Abs. 1 und 2

Urheberrechtsgesetz, vorbehalten. Die Offenlegung gemäß § 25 Mediengesetz ist unter www.falter.at/offenlegung/falter ständig abrufbar



Brigitte Aulenbacher
ist Professorin für Soziologie in Linz. Arbeitsgebiete: Gesellschafts-, Kapitalismusanalyse, Arbeits-, Care- und Geschlechterforschung



Richard Bärnthal
arbeitet am Institut für Multi-Level Governance and Development (WU Wien) und dem Institut für Internationale Entwicklung (Uni Wien)



Karina Becker
ist wissenschaftliche Geschäftsführerin am Kolleg „Postwachstumsgesellschaften“ der Friedrich-Schiller-Universität Jena



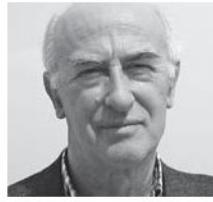
Sophie Bose
ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kolleg „Postwachstumsgesellschaften“ der Friedrich-Schiller-Universität Jena



Michael Brie
Sozialphilosoph, Institut für Gesellschaftsanalyse der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Mitglied im wissenschaftlichen Beirat von Attac



Michael Burawoy
lehrt Soziologie an der University of California in Berkeley, Autor u.a. von „Public Sociology“ (auf Deutsch im Beltz Verlag erschienen)



Michele Cangiani
emeritierter ao. Prof. für Soziologie an der Università Ca' Foscari in Venedig, Mitglied des Board of Directors, Polanyi Institute Montreal

Autorinnen und Autoren

Informationen über Menschen, die an diesem Magazin mitgearbeitet haben



Gareth Dale
lehrt an der Brunel University. Er schrieb Bücher über Karl Polanyi, die DDR und Osteuropa, EU-Migration und „grünes Wachstum“



Fabienne Décieux
ist Doktorandin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie an der Johannes-Kepler-Universität Linz



Veronika Heimerl
arbeitet am Institut für Multi-Level Governance and Development und am Institut für Wirtschaftsgeografie der WU Wien



Veronika Helfert
Assistentin am Institut für Geschichte der Uni Wien. Vorstandsmitglied von fernetz, Netzwerk Frauen- und Geschlechtergeschichte



P. M. Hoffmann
ist Illustrator und regelmäßiger Mitarbeiter des Falter. Er illustrierte Essays und zahlreiche Beiträge in diesem Heft



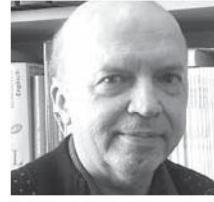
Christian Leitner,
ist Student und Forschungsassistent am Institut für Soziologie/Abteilung für Gesellschaftstheorie und Sozialanalysen an der JKU Linz



Sabine Lichtenberger
ist Historikerin und Mitarbeiterin am Institut für AK- und Gewerkschaftsgeschichte in der Arbeiterkammer Wien



Markus Marterbauer
leitet die Abt. Wirtschaftswissenschaft in der AK Wien, bloggt auf blog.arbeit-wirtschaft.at und kommentiert regelmäßig im Falter



Michael Mesch
ist Volkswirt und Wirtschafts- und Sozialhistoriker in der Abteilung Wirtschaftswissenschaft der Arbeiterkammer Wien



Raphael Moser
Der Produktionschef des Falter Verlags, hat diese Beilage gestaltet, produziert und in den Druck gebracht



Andreas Novy
Vorstand des Instituts Multi-Level Governance and Development, Präsident der Internationalen Karl Polanyi Gesellschaft an der WU Wien



Kari Polanyi Levitt
ist emeritierte Ökonomin an der Universität Montreal und Karl Polanyi Tochter (ausführliches Porträt siehe Seite 24)



Peter Rosner war Professor am Institut für Volkswirtschaftslehre an der Universität Wien. Publikationen zur Sozialpolitik und Geschichte ökonomischer Theorie



Elisabeth Springer
Ökonomin, Studiengangsleiterin an der FH des bfi Wien für den Studiengang Europäische Wirtschaft und Unternehmensführung



Armin Thurnher
ist Herausgeber und Chefredakteur des Falter, den er 1977 mit anderen gründete. Er redigierte diese Beilage



Claus Thomasberger
ist emeritierter Professor für Volkswirtschaft an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin und Autor zahlreicher Bücher



Franz Tödtling
ist ao. Professor am Institut für „Multilevel Governance and Development“ der Wirtschaftsuniversität Wien



Hans Jürgen Urban
ist geschäftsführendes Vorstandsmitglied der IG Metall in Frankfurt/M. und Privatdozent an der Friedrich-Schiller-Universität Jena



Markus Wissen
Professor für Gesellschaftswissenschaften und Transformationsprozesse an der Hochschule für Wirtschaft und Recht, Berlin

I

Die Renaissance

Was macht Karl Polanyi so aktuell? Dass die Zeit, die er analysierte, der Aufstieg der schrankenlosen Marktgesellschaft, frappierende Ähnlichkeiten mit der unserigen aufweist. Was ist das überhaupt, eine Marktgesellschaft? Und zeigt sich eine Gegenbewegung nach von Polanyi analysierten Mustern nicht gerade bei denen, die man „völkische Populisten“ nennen kann? Wie sieht es mit der Renaissance Polanyis im angelsächsischen Raum aus? Und warum erlebt Karl Polanyis Werk nicht zuletzt in seiner Heimatstadt Wien eine Renaissance?

Freiheit in einer bedrohten Gesellschaft

Was sagt uns der originelle Denker Karl Polanyi wirklich? Ein kurzer Grundriss seines Denkens erhellt die Aktualität dieses Sozialwissenschaftlers

TEXT: MICHAEL BRIE
UND CLAUS THOMASBERGER

ILLUSTRATION:
P. M. HOFFMANN

Karl Polanyi ist einer der einflussreichsten Sozialwissenschaftler unserer Epoche. Sein bekanntestes Werk, „The Great Transformation“, gilt als einer der Klassiker des 20. Jahrhunderts. Begriffe wie „Einbettung der Wirtschaft in die Gesellschaft“, „fiktive Güter“, „Selbstregulierung des Marktesystems“, „Doppelbewegung“ und „Große Transformation“ sind weder aus den Diskursen der Wirtschaftsanthropologie und Geschichtswissenschaften noch aus jenen der Soziologie, der Rechts- und der Politikwissenschaften wegzudenken. Spätestens mit der Finanz- und Wirtschaftskrise 2007–2009 wurde Polanyi zu einem unverzichtbaren Bezugspunkt auch in der breiten öffentlichen Diskussion. Sehr viele, die dem neoliberalen Projekt sowie der antiliberalen Rechten kritisch gegenüberstehen, orientieren sich an seinen Schriften. Der Wissenschaftliche Beirat der (deutschen) Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU) griff explizit auf Polanyis Arbeiten zurück, um die Forderung eines neuen „Gesellschaftsvertrags für eine Große Transformation“ zur Begrenzung des Klimawandels zu stützen. Es war nicht zufällig, dass der UNCTAD-Handels- und Entwicklungsbericht die aktuelle Situation „Polanyi-Periode“ taufte. Eine zunehmende Zahl von Konferenzen beschäftigt sich mit Karl Polanyis Analysen. Im Mai 2018 wurde in Wien die International Karl Polanyi Society gegründet.

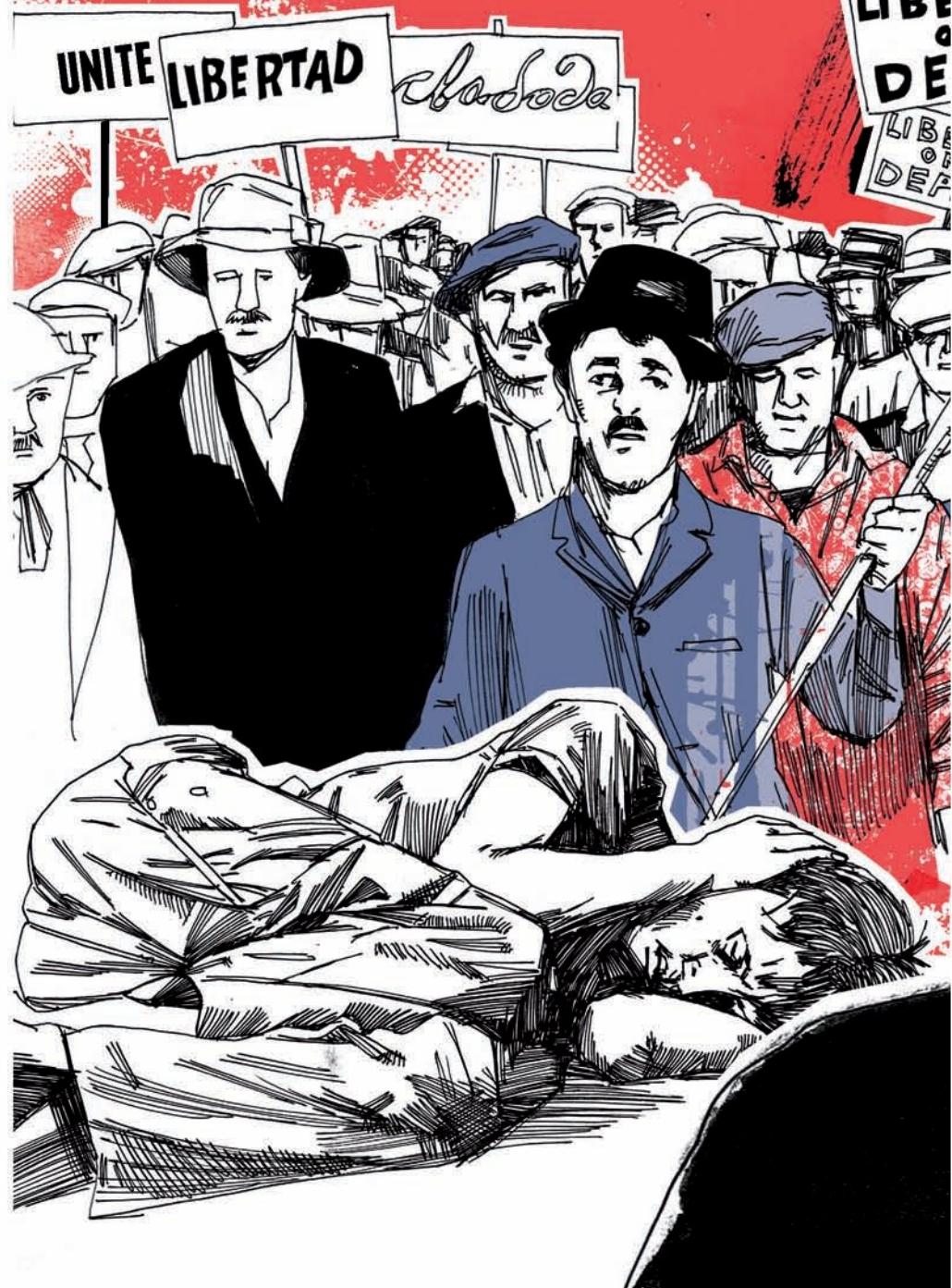
Die Aktualität von Polanyis Denken erklärt sich vor allem dadurch, dass die zen-

Zu den Autoren

Michael Brie
(geb. 1954) ist Philosoph an der Rosa-Luxemburg-Stiftung

Claus Thomasberger ist emeritierter Volkswirt an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin. Beide haben über das Werk Karl Polanyis publiziert

“Humanity will only be free when it understands what it must pay for its ideals.”



Fortsetzung nächste Seite



Referenzen

- Beckert, Jens (2007). *The Great Transformation of Embeddedness: Karl Polanyi and the New Economic Sociology*, Köln: Max Planck Institute
- Block, Fred (2001). Introduction, in: Karl Polanyi: *The Great Transformation*, Boston: Beacon Press, xviii–xxxix
- Gills, Barry K. (2008). The Swinging of the Pendulum: The Global Crisis and Beyond, in: *Globalizations*, Vol. 5(4), 513–522
- Kuttner, Robert (2017). The Man from Red Vienna, in: *The New York Review of Books*, Vol. 64(20)
- Mason, Paul (2009). *Meltdown*, London / New York: Verso
- Polanyi, Karl (2015). *Der Masterplan des einfachen Bürgers*, in: Brie, Michael (Hg.): *Polanyi neu entdecken*, Hamburg: VSA, 116–135
- Polanyi, Karl (1978). *The Great Transformation* (1944), Frankfurt: Suhrkamp
- Polanyi, Karl (2005). Über die Freiheit (ca. 1927), in: Cangiani, Michele/Polanyi Levitt, Kari/Thomasberger, Claus (Hg.): *Chronik der großen Transformation: Artikel und Aufsätze (1920–1945)*, Bd. 3, Marburg: Metropolis, 137–170
- Polanyi, Karl (1979). *Unser obsoletes marktwirtschaftliches Denken* (1947), in: *Ökonomie und Gesellschaft*, Frankfurt: Suhrkamp, 129–148
- Ruggie, John G. (1982). *International Regimes, Transactions, and Change: Embedded Liberalism in the Postwar Economic Order*, in: *International Organization*, Vol. 36(2), 379–415
- Streeck, Wolfgang (2013). *Gekauft Zeit*, Berlin: Suhrkamp
- Streeck, Wolfgang (2017). *How Will Capitalism End?*, London New York: Verso
- UNCTAD (2016). *Trade and Development Report*, New York and Geneva: United Nations, abrufbar unter: http://unctad.org/en/PublicationsLibrary/tdr2016_en.pdf



Fortsetzung von Seite 7

tralen Konfliktlinien unserer Epoche jenen Spannungen überraschend ähnlich sind, die Polanyi in seinen Studien über den Aufstieg, die Transformation und den Fall der europäischen Marktgemeinschaften offenlegte. Der bekannte amerikanische Journalist und Schriftsteller Robert Kuttner bezog sich auf diese Parallelen. Er erinnerte an die jüngste Schwächung des Wohlfahrtsstaats und die Aushöhlung der Demokratie und hob hervor: „Wir waren schon einmal hier gewesen. In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen versuchten marktwirtschaftliche Liberalen, die Großbritannien, Frankreich und die USA regierten, das Laissez-faire-System aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg wiederherzustellen. (...) Das Ergebnis war ein Jahrzehnt der wirtschaftlichen Unsicherheit, das mit Depressionen, einer Schwächung der parlamentarischen Demokratie und einem faschistischen Rückschlag endete. (...) Der große Prophet, der zeigte, wie die Marktkräfte zu einer extremen Zerstörung sowohl der Demokratie als auch einer funktionierenden Wirtschaft führen, war nicht Karl Marx, sondern Karl Polanyi.“ Polanyis Bedeutung liegt aber vor allem darin, dass er ein Suchender war. Insbesondere war es eine Leitfrage, die er sein Leben lang verfolgte: die Frage der Freiheit in einer komplexen technologisierten Gesellschaft.

Sicher, die Gefahren eines entfesselten Marktsystems spielten in seinem Denken eine zentrale Rolle. Er analysierte – wie keiner vor und lange Zeit keiner nach ihm – die Konsequenzen der Warenfiktion für Mensch und Umwelt. Und er warnte vor den Einschränkungen der persönlichen Freiheit, der „lähmenden Arbeitsteilung, der Normierung des Lebens, der Vorherrschaft des Mechanismus über den Organismus, der Organisation über die Spontaneität“, die eine Industriezivilisation, die sich auf die Kommodifizierung und Finanzialisierung immer neuer Lebensbereiche stützt, mit sich bringen würde.

Die Originalität von Polanyis Beiträgen aber liegt darin begründet, dass er sich nie der Illusion hingab, dass soziale Protektion die Probleme einer technologischen Zivilisation würde lösen können. Nicht der „eingebettete Liberalismus“ (wie Gerard Ruggie die „goldene Phase des Kapitalismus“ der Nachkriegsperiode nennen sollte) war sein Ziel, sondern die Überwindung der Grenzen einer Gesellschaft, die in der Dialektik von Marktausweitung und gesellschaftlicher Protektion gefangen blieb. In seinen Augen

war es diese Doppelbewegung selbst, die die persönliche Freiheit, den gesellschaftlichen Fortschritt, ja schließlich die westliche Zivilisation in ihrer Gesamtheit bedrohte. Polanyis Geschichte ist keine, in der die Guten, die Prinzipien der sozialen Protektion hochhaltend, gegen den bösen Wirtschaftsliberalismus kämpften. Die Übel hatten ihre Wurzeln auf beiden Seiten.

Deshalb lassen sich Polanyis Arbeiten nicht auf eine Kritik des ungezügelten Kapitalismus reduzieren. Das Bild eines „gigantischen elastischen Bandes“, das entweder reiße und so den Kapitalismus in den Abgrund stürze oder in eine sozialstaatlich eingebettete Position zurückschwinde, verkennt die Tiefe der Analysen Polanyis; ebenso die Zeichnung der Geschichte des Kapitalismus als einer Pendelbewegung zwischen Markt und Demokratie. Indem Polanyi den historischen Charakter der Doppelbewegung unterstrich, trat er allen Ideen eines „Endes der Geschichte“ entgegen. Der liberale Kapitalismus war für ihn eine historisch begrenzte Epoche, eine „erste Reaktion des Menschen auf die Industrielle Revolution“.

Wir sind heute in vielen Ländern erneut mit der Tatsache konfrontiert, dass es den antiliberalen Kräften besser als den linken und fortschrittlichen Kräften gelingt, relevante Bevölkerungsteile für sich zu gewinnen. Das wirft Fragen auf, zu deren Beantwortung Polanyis Interpretation des historischen Charakters der Doppelbewegung einen wichtigen Beitrag liefern kann. Denn sein Blick lenkt die Aufmerksamkeit auf Versprechungen, die liberale Politikerinnen und Politiker gaben, dann aber, als deren Einlösung das wirtschaftliche Wachstum, die internationale Wettbewerbsfähigkeit oder gar die Stabilität des internationalen Systems zu gefährden drohte, nicht einhielten. Schon in der Wirtschafts- und Finanzkrise 2007–2009 wurde, als es darauf ankam, der Rettung „des Systems“ (einschließlich der großen Finanzinstitutionen) Vorrang vor der Sicherung der Lebensbedürfnisse der Bürgerinnen und Bürger eingeräumt. Tatsächlich haben in offenen Märkte zwar viele gewonnen, es haben aber, entgegen wohlklingenden Ankündigungen, auch viele verloren. Polanyi macht deutlich, dass es hier um mehr geht als um Interessen und politischen Willen. Es geht um die Unvereinbarkeit einer kapitalistischen Marktgemeinschaft mit den Grundbedürfnissen eines Lebens in Freiheit und sozialer Sicherheit, in Demokratie und im

Einklang mit der irdischen Natur. In „The Great Transformation“ hieß es hoffend: „Nach einem Jahrhundert blinder Verbesserung“ geht der Mensch daran, seine „Behausung“ wieder herzustellen.“

Polanyi fragte dort weiter, wo die meisten Kritiker marktfundamentalistischer Positionen stehen bleiben. Er ging den Implikationen der zweifachen Erkenntnis auf den Grund, dass die protektive Gegenbewegung a) notwendig wie auch b) mit den Prinzipien des Marktsystems letztendlich unvereinbar war. Nur die Berücksichtigung dieses Dilemmas erlaubt, so seine Überzeugung, ein Verständnis der Ursachen zu entwickeln, an denen die europäische Marktgemeinschaft des 19. Jahrhunderts schließlich scheiterte. „Die Maßnahmen zum eigenen Schutz“, die diese Gesellschaft ergriff, so die Warnung gleich in den einleitenden Absätzen von „The Great Transformation“, „führten zu einer Desorganisation der industriellen Entwicklung (...). Dieses Dilemma (...) zerrüttete schließlich die darauf beruhende Gesellschaftsstruktur“ und bereitete den Weg für die faschistische Revolution. Der Faschismus war für Polanyi kein Teil der Gegenbewegung. Er folgte, als diese ihr Ende gefunden hatte. Sozialismus bedeutete für Polanyi eine Alternative zum Liberalismus, die – im geraden Gegensatz zum Faschismus – die menschliche Freiheit nicht zerstören, sondern auf eine neue, demokratische Grundlage stellen würde. Eine solche sozialistische Gesellschaft würde des nachträglichen Schutzes nicht bedürfen, da die sozialen, die ökologischen, die menschlichen Ziele schon von vornherein bei Gestaltung der Wirtschaft berücksichtigt würden. Der Markt würde „bewusst einer demokratischen Gesellschaft untergeordnet“.

Polanyi hatte den Ersten wie den Zweiten Weltkrieg und die großen politischen und wirtschaftlichen Krisen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erlebt. Er hatte erfahren, dass die liberale Zivilisation ihr zentrales Versprechen, eine Gesellschaft der Freiheit zu sein, nicht realisieren konnte und in die faschistische Katastrophe mündete. Die Gesellschaft der Konkurrenz wurde zu einer Gesellschaft des „Rassenkampfes“ und einer Eroberung der „Lebensräume“. Diese wandelten sich zu Räumen der Vernichtung der „anderen“. Eine Freiheit, die solche Resultate zeigte, so Polanyi, kann nicht verantwortet werden. Wie er in einer Wiener Vorlesung von 1927 unter dem Titel „Über die Freiheit“ ausführte: Wenn ich die Fol-



ILLUSTRATION: P. M. HOFFMANN

gen meiner eigenen freien Entscheidungen nicht überschauen kann, wenn meine Freiheit un trennbar mit dem Leiden und dem Tod anderer verbunden ist, dann ist die kapitalistische Gesellschaft „nicht nur ungleich, sondern auch unfrei“.

Um es vor dem Hintergrund heutiger Erfahrungen auszudrücken: Wenn ein Ferienflug dazu führen kann, dass durch die CO₂-Emissionen ein Taifun so verstärkt wird, dass auch nur ein Mensch mehr umkommt – wie können wir dies verantworten? Wenn die Kleidung, die wir kaufen, der Kaffee, den wir trinken, das Fleisch, das wir essen, durch Umweltzerstörung und unwürdige Arbeit anderer „erkauf“ ist, wie können wir dies akzeptieren? Wenn die globale Ungleichheit der Lebensbedingungen Menschen dazu treibt, hochriskante Wege zu wählen, um ein besseres Leben führen zu können, wie kann uns dies gleichgültig sein, nur weil es „uns“ nicht direkt betrifft?

Polanyis Schlussfolgerung aus dieser existenziell unhaltbaren Situation einer Freiheit, die nicht verantwortet werden kann, ist die Aufforderung zu einer neuen „Großen Transformation“. Polanyi formulierte die Hamlet-Frage von „Sein oder Nichtsein“ um. Es gibt ihm zufolge nur die Alternative, „die Augen zu schließen, vor dem wahren Zusammenhang von Menschenleben und Menschenleben und der Freiheit zu Gunsten irgendwelcher selbsterrichteter Mächte (für ihn sind dies die Märkte oder der Staat, Anm.) zu entsagen oder aber kühn der Wirklichkeit in die Augen zu sehen, um mit der neuen Verantwortung auch die Freiheit endgültig zu erringen“. Dann würde die eigene Freiheit keine unüberschaubaren tödlichen Wirkungen mehr auf andere haben, sondern ihr Leben bereichern. Unter der Überschrift „Freiheit in einer komplexen Gesellschaft“ schreibt er in „The Great Transformation“: „Soll der Industrialismus nicht zur Auslöschung der Menschheit führen, dann muss er den Erfordernissen der menschlichen Natur untergeordnet werden.“ Dies gilt unter den Bedingungen von „künstlicher Intelligenz“ und „Industrie 4.0“ sicherlich noch mehr als zu seiner Zeit.

Polanyi hat in seinen Schriften vor allem vier Richtungen skizziert, wie eine solche solidarische Große Transformation aussehen könnte: Erstens fordert er, die (neoliberalen) Planung der Märkte durch eine soziale Planung von Reformen für mehr Freiheit zu ersetzen. Aus der Marktgesellschaft müsste eine solidarische Gesellschaft wer-

den. Dazu aber müsste die Wirtschaft, statt primär den Marktgesetzen zu gehorchen, dem demokratischen Willen der Bürgerinnen und Bürgern unterworfen werden. Er wendet sich strikt gegen den falschen Gegensatz von Freiheit und Planung: „Das Ende der Marktwirtschaft könnte den Anfang einer Ära nie dagewesener Freiheit bedeuten (...). Regelung und Kontrolle könnten die Freiheit nicht nur für die wenigen, sondern für alle verwirklichen.“

Zweitens schlägt er vor, die Grundgüter der Wirtschaft, also die natürlichen Lebensbedingungen und Naturressourcen, die Arbeitskraft und das Geld, der Kontrolle durch die Märkte zu entziehen. Die Preise für die wirtschaftlichen Güter, die Bedingungen, zu denen sie verwertet werden dürfen, die Pflichten, die mit ihrer Nutzung verbunden

Alle, die heute ein solidarisches Finanzsystem oder eine neue Weltwirtschaftsordnung suchen, sind geistige Kinder Polanyis, ob sie es wissen oder nicht

sind, sollen gesellschaftlich geregelt werden. Polanyi will Märkte, aber keine sich selbst regulierende Marktwirtschaft. 1944 klang dies revolutionär: „Nicht nur die Arbeitsbedingungen in den Fabriken, die Arbeitszeit und die Vertragsbedingungen, sondern der Grundlohn selbst werden außerhalb des Marktes festgesetzt.“ Und das müsste auch für Grund und Boden, Grundnahrungsmit tel und vor allem für den Kapitalverkehr und die Kreditvergabe gelten.

Drittens war Karl Polanyi ein Vordenker der Deglobalisierung. Darunter verstand er nicht das Ende von internationaler Arbeits teilung oder von internationalem Warenaustausch. Aber er hatte die Erfahrung gemacht, was es heißt, wenn das Schicksal von Millionen Menschen von schwankenden Wechselkursen, fehlender Kreditwürdigkeit, unbarmherzigem Zwang zu Kürzung der Ausgaben für Bildung oder Gesundheit bestimmt wird. „Die hilflose Me-

thode des Freihandels“ (Polanyi 2015, 124) sollte durch freiwillige Vereinbarungen verantwortlicher Regierungen ersetzt werden. Polanyi trat für die Schaffung großer gemeinsamer Wirtschaftsräume ein, in denen die notwendige Sicherheit und Kooperation demokratisch hergestellt werden können. Seine Lösung dabei war: Regionale Planung der sozialen Reproduktion statt universeller (heute würden wir sagen: globaler) Kapitalismus.

Viertens hatte Polanyi eine klare Maxime: „Die persönliche Freiheit muss um jeden Preis bewahrt werden, auch um den Preis der Effizienz in der Produktion (...). Eine Industriegesellschaft kann es sich leisten, frei zu sein.“ Wie nur wenige vor oder nach ihm war Polanyi der festen Überzeugung, dass Freiheit der Einzelnen und demokratische Diskussion, Planung und Kontrolle untrennbar zusammengehören. Keine Freiheit ohne Verantwortung, keine Verantwortung ohne Freiheit! Das Wie der Verbindung dieser Pole sollte in einem ständigen experimentellen Suchprozess erfolgen, in Abhängigkeit von der Kultur des Landes, der Region und Kommune, von den sehr verschiedenen konkreten Bedingungen.

Karl Polanyi hat nicht zuletzt den heutigen Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftlern eine Botschaft hinterlassen. Sie sollten sich nicht in die Welt abstrakter Theorien zurückziehen, sondern sich am Realismus der Bürgerinnen und Bürgern ihrer Gesellschaften orientieren. Sie würden die wichtigsten Fragen stellen, von denen in der Wissenschaft auszugehen sei. Die Wissenschaft könnte weder vorgeben, was getan werden solle, noch dürfe sie entscheiden, wie es getan werde. Sie könnte nur beratend wirken und über mögliche Folgen aufklären. Er selbst wollte zu einer Revolution der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften beitragen, die hilft, Wege hin zu einer Gesellschaft zu finden, wo ein Höchstmaß an Freiheit mit dem notwendigen Maß an solidarischer Verantwortung verbunden werden kann und die Institutionen der Wirtschaft oder des Staates den Lebensbedürfnissen der Menschen und den Erfordernissen der Natur untergeordnet sind. Die, die heute nach einem solidarischen Finanzsystem suchen, nachhaltige regionale Wirtschaftsformen gestalten, eine Care-Revolution proklamieren, sich für die Commons engagieren, vom Ökosozialismus sprechen, eine neue Weltwirtschaftsordnung fordern, sie alle sind, ob sie es wissen oder nicht, geistige Kinder von Karl Polanyi.

- WBGU (2011). Welt im Wandel. Gesellschaftsvertrag für eine große Transformation, Berlin: Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen
- Fragen aus dem Nebel land der Zukunft. Texte zum 200. Geburtstag von Karl Marx (downloadbar)

- gemeinsam mit Claus Thomasberger (Hg.): Karl Polanyi's Vision of a Socialist Transformation. Montreal: Blackrose 2018

- Foreshadowing of the Future in the Critical Analysis of the Present. In: Judith Dellheim, Frieder Otto Wolf (Hg.): The Unfinished System of Karl Marx. Critically Reading Capital As a Challenge for our Times. New York: Palgrave Macmillan 2018, S. 331–358

- Das „Kapital“ – Zukunftswissenschaft zu praktischen Zwecken. In: Rainer Lucas, Reinhard Pfriem, Claus Thomasberger (Hg.): Auf der Suche nach dem Ökonomischen – Karl Marx zum 200. Geburtstag. O. O.: Metropolis 2018, S. 437–468.

- Lenin neu entdecken. Zur Dialektik der Revolution & Metaphysik der Herrschaft (downloadbar)

- Hg. mit Lutz Brangsch: Das Kommunistische. Ein Gespenst kommt nicht zur Ruhe. VSA 2016 (downloadbar)

- (Hg.): Futuring. Transformation im Kapitalismus über ihn hinaus. Westfälisches Dampfboot 2014 (downloadbar)

- Polanyi neu entdecken. VSA 2015 (downloadbar)

- (Hg.): Mit Realutopien den Kapitalismus transformieren? Beiträge zur kritischen Transformationsforschung, VSA 2015 (downloadbar)

- (Hg.): Lasst uns über Alternativen reden. VSA (downloadbar)

Fiktive Waren und drei Wellen der Ver

Was fiktive Waren sind und wie öffentliches Gut zu privatem Kapital wird. Karl Polanyi lesen und weiterdenken

ANALYSE:
MICHAEL BURAWOY

Nach der Finanzkrise 2008 waren zunächst zahlreiche neue progressive Protestbewegungen weltweit zu beobachten. Inzwischen sind auch rechtspopulistische Kräfte erstarkt. Mit Karl Polanyis Buch „The Great Transformation“ analysiere ich „Vermarktlichung“ vom Standpunkt der sozialen Bewegungen aus, die sie hervorbringt, um darüber hinaus historisch drei Wellen zu unterscheiden.

Die fiktive Ware: von der Kommodifizierung zur Exkommodifizierung

Das zuerst 1944 veröffentlichte Buch Polanyis ist eine schneidende Abrechnung mit der Bedrohung, die der überdehnte Markt für das Überleben der Gesellschaft darstellt. Diese Bedrohung ist so schrecklich, dass sie – bei Strafe des Untergangs – die Selbstverteidigung der Gesellschaft auf den Plan rufen muss. Um die gelebte Erfahrung der Vermarktlichung und die Möglichkeit ihrer Umkehr zu verstehen, ist Polanyis Konzept der „fiktiven Ware“ besonders nützlich. Darin beschreibt er den destruktiven Charakter der Kommodifizierung.

Polanyi behauptet, dass Arbeit, Boden und Geld – als drei Produktionsfaktoren – nie dazu gedacht waren, gekauft und verkauft zu werden, und dass ihre unreglementierte Kommodifizierung (ihre „Zur-Ware-Werden“) ihren „wahren“ oder „wesentlichen“ Charakter zerstöre. Wenn Arbeitskraft ohne Schutz vor Verletzungen oder Krankheit, Arbeitslosigkeit oder Überbeschäftigung bleibt oder gegen Löhne unterhalb des Subsistenzniveaus ausgetauscht wird, schwindet die Arbeit, die aus ihr gewonnen werden kann, bald dahin und verkehrt sich in Nutzlosigkeit. Auch wenn Boden, oder allgemeiner die Natur, der Kommodifizierung ausgeliefert wird, lassen sich die Grundbedürfnisse des menschlichen Lebens bald nicht mehr decken. Wenn Geld schließlich dazu verwendet wird, Geld zu machen, zum Beispiel durch Währungsspekulation, dann wird sein Wert so unsicher, dass es nicht mehr als Tauschmittel verwendet werden kann; so werden Unternehmen lahmgelegt und Wirtschaftskrisen generiert. Heute müssen wir eine vierte fiktive Ware hinzufügen: das Wissen, einen Produktionsfaktor, der nicht nur ein wesentlicher Bestandteil der modernen Wirtschaft, sondern für die Produktion der anderen drei Faktoren entscheidend ist.

Wie haben fiktive Waren daran teil, dass die gelebte Erfahrung der Vermarktlichung in spezifischer Weise geprägt wird? Inwiefern trägt die Kommodifizierung von Arbeit, Boden, Geld und Wissen zu sozialen Bewegungen bei? Polanyi weist darauf hin, dass der Tauschakt selbst gegen das Wesen von Boden, Geld und Arbeit verstößt. Menschenhandel oder Handel mit menschlichen Organen können solche Abscheu hervorrufen, dass es zu sozialen Bewegungen kommt. Aber das werden wahrscheinlich keine Bewegungen derjenigen sein, die Opfer von Menschenhandel sind.

Zum Autor

Michael Burawoy, geb. 1947, Soziologe, war Präsident zuerst der American, dann der International Sociological Association, wo er einer öffentlichen Soziologie den Weg bereitet hat. Er lehrt an der University of California in Berkeley

Es handelt sich bei diesem Text um einen für diese Ausgabe des Falter neu zusammengestellten Auszug aus: Michael Burawoy, 2015, *Public Sociology, Öffentliche Soziologie gegen Marktfundamentalismus und globale Ungleichheit* (herausgegeben von Brigitte Aulenbacher und Klaus Dörre und aus dem amerikanischen Englisch übersetzt von Regine Othmer). Beltz Juventa: Weinheim und Basel

oder die ihre Organe verkaufen. Alternativ können soziale Bewegungen eine Antwort auf die Aufhebung von Schutzmaßnahmen gegen Kommodifizierung sein, etwa wenn Sozialleistungen gekürzt, den Gewerkschaften ihre Vertretungsrechte entzogen, Arbeitsrechte verletzt oder zurückgenommen werden.

Es gibt jedoch auch andere Methoden, den Bewegungen Antworten auf die Kommodifizierung zuzuschreiben, die sich vom Tauschprozess unterscheiden. Polanyi geht kaum auf die Prozesse ein, durch die Dinge in Waren verwandelt werden, Prozesse, bei denen die Ware aus ihrer sozialen Hülle entbettet wird. Marx hatte mit seiner „ursprünglichen Akkumulation“ die Landenteignung im Blick, die zur Schaffung einer von Lohnarbeit abhängigen Erwerbsbevölkerung führte. Heute ist die Enteignung der bäuerlichen Landbevölkerung dazu bestimmt, Land zu kommodifizieren, statt abhängige Arbeitskräfte zu schaffen. Worin auch immer ihr Ziel bestand, die Landenteignung hat viel entschlossenen Widerstand hervorgebracht. Die Enteignung handwerklichen Wissens hat historisch gleichfalls sehr viel Protest ausgelöst. Heute geht es jedoch nicht nur um die Dequalifizierung der Arbeitskräfte, sondern um die Aneignung und Kommodifizierung des Produkts, nämlich des Wissens selbst. Bei der Privatisierung der Universitäten zum Beispiel umfasst die Enteignung die Umwandlung des Wissens aus einem öffentlichen Gut in marktfähiges Kapital. Auch dies ist eine Ursache für so manchen Protest.

Fiktive Waren als Quellen sozialer Bewegungen

Ungleichheit

Exkommodifizierung	ARBEIT (Prekarität)
Kommodifizierung	GELD (Schulden)

Enteignung

Exkommodifizierung	NATUR (Zerstörung)
Kommodifizierung	WISSEN (Privatisierung)

Neben der Enteignung, die die Ware hervorbringt, ist die zunehmende Ungleichheit, die aus der Kommodifizierung folgt, eine Quelle sozialer Bewegungen. So ist beim Verkauf der Arbeitskraft „Prekarität“ zur beherrschenden Erfahrung wachsender Bevölkerungsanteile geworden. Die Kommodifizierung der Arbeitskraft ist durch die Kommodifizierung des Geldes noch verschärft worden, bei der Geld aus Geld gemacht wird, indem man mit den Schulden spekuliert.

Ein weiterer Prozess, den Polanyi übersah, ist zu nennen: die Exkommodifizierung, die Ausscheidung von Dingen aus dem Markt, die früher Waren gewesen, es jetzt aber nicht mehr sind. Exkommodifizierung greift den Gedanken auf, dass es Unmengen nützlicher Dinge gibt, die zu ihrem Nachteil vom Markt ausgeschieden werden. Angesichts der Exkommodifizierung kann Kommodifizierung eine sehr attraktive Perspektive sein. In Bezug auf Arbeit machen die überzähligen Arbeitskräfte

reserven, die auf der ganzen Welt zunehmen, es zu einem Privileg, ausgebaut zu werden. Riesige Populationen werden ins Exil getrieben oder auf den informellen Sektor der Wirtschaft beschränkt, wo sie ihr Dasein von der Hand in den Mund frissten. In Bezug auf die Natur führt ihre Einbeziehung in die kapitalistische Wirtschaft zu Verschwendungen, aber oft ist auch die Abwesenheit des Marktes für ihre Unterbewertung verantwortlich. Wir können die Natur ausplündern, weil ihr Marktwert unbedeutend ist. Ganz anders verhält es sich mit Wissen und Geld, wo die Kommodifizierung nicht zu Verschwendungen führt, sondern zu einer verzerrten Anwendung: Die Produktion von Wissen wird auf diejenigen abgestellt, die es bezahlen können, während die Produktion verschiedener Geldmittel dazu verwendet wird, aus Schulden Gewinn zu erzielen.

Über die Merkmale der fiktiven Waren hinaus ist es wichtig, ihre Wechselbeziehungen in bestimmten historischen Kontexten zu untersuchen. Soziale Bewegungen müssen nicht als Reaktion auf die (Ex-)Kommodifizierung einer einzigen fiktiven Ware begriffen werden, sondern als Reaktionen auf die Verbindung der (Ex-)Kommodifizierung von Arbeit, Geld, Natur und Wissen. So zeigte sich im Arabischen Frühling die Überschneidung der Prekarisierung von Arbeit mit der Verschuldung durch Mikrokredite als Protestmotiv; Studierendenproteste können in Bezug auf die Prekarisierung der Arbeit und die Privatisierung der Wissensproduktion untersucht werden; Umweltbewegungen liegen an der Schnittstelle von Zerstörung oder Kommodifizierung der Natur und Prekarisierung von Arbeit. Dieses Gerüst fiktiver Waren ermöglicht, die Triebkräfte in den Blick zu nehmen, die Protesten zu Grunde liegen. Die Verbindung der (Ex-)Kommodifizierung der fiktiven Waren kann außerdem verwendet werden, um historische Perioden der Vermarktlichung zu unterscheiden und zu verstehen.

Polanyi dachte, wir würden mit Marktfundamentalismus nie wieder experimentieren

In Wahrheit verwendet Polanyi wenig Aufmerksamkeit auf fiktive Waren, er ist stärker damit beschäftigt, seine majestätische Geschichte zu entwickeln. Diese beginnt mit dem Fortschritt der Vermarktlichung am Ende des 18. Jahrhunderts und endet in den 1930er-Jahren mit einer Gegenbewegung, die neue Formen der staatlichen Regulierung mit sich bringt: sowohl solche, die Freiheiten fördern, wie der New Deal und die Sozialdemokratie, als auch solche, die Freiheiten einschränken, wie Faschismus und Stalinismus. Die doppelte Bedrohung – für das Überleben der Gesellschaft und dann für die als Reaktion auf die Zerstörung der Gesellschaft verwüstete Freiheit – brachte Polanyi dazu, zu glauben, dass die Menschheit nie wieder mit dem Marktfundamentalismus experimentieren würde. Er irrte sich. Ab 1973 kam eine neue Runde des Marktfundamentalismus in Gang, die weitreichende Folgen für die Geschichte des Kapitalismus und

marktlung



die Besonderheit der gegenwärtigen Zeitleufe hatte.

Drei Wellen der Vermarktung und die Gegenbewegungen

Im Rückblick auf die von Polanyi untersuchte Geschichte der kapitalistischen Gesellschaft und die Entwicklung seither kann man drei Wellen der Vermarktung ausmachen, jeweils mit der dazugehörigen realen oder (im Falle der dritten Welle) potenziellen Gegenbewegung. Mit Bezug auf die englische Geschichte – dem Schwerpunkt von Polanyis Analyse – kann man sagen, dass die erste Welle am Ende des 18. Jahrhunderts mit dem Speenhamland-Gesetz von 1795 beginnt, das zu einem Hindernis für die Entwicklung eines nationalen Arbeitsmarktes wurde, der sich erst mit dem neuen Armengesetz von 1834 herauskristallisierte. Mit der Aufhebung des Speenhamland-Gesetzes und der Freisetzung der Marktkräfte setzten auch Gegenbewegungen ein, mit denen die Gesellschaft sich zu schützen suchte: die Bildung einer Arbeiterklasse vermittelte der Fabrik-



Hat die dritte Welle der Vermarktung ihren Höhepunkt schon überschritten oder lässt sie sich gar nicht einschränken?

bewegung, der Genossenschaften und Gewerkschaften, des Chartismus und der Bildung einer politischen Partei, Fabrik- und Sozialgesetze.

Die zweite Welle der Vermarktung begann nach dem Ersten Weltkrieg mit einem erneuten Aufstieg des Marktes, der die Rekommodifizierung der Arbeit und die Öffnung des freien Handels auf der Grundlage des Goldstandards umfasste. Das funktionierte sehr gut für so mächtige Länder wie die USA und Großbritannien, aber für konkurrierende Länder wie Italien und Deutschland führten die Zwänge der starren Wechselkurse zu einem katastrophalen Rückgang der Wirtschaft und grassierender Inflation. Das führte dazu, dass sie mit der internationalen Wirtschaft brachen und sich einem rückschrittlichen System der Marktregulierung zuwendeten. Mit der Wirtschaftskrise, der nur durch Staatsintervention und (einer in diesem Fall fortschrittlichen) Marktregulierung entgegengewirkt wurde, fiel dies auf die USA und das übrige Europa zurück. Nach der Niederlage des Faschismus im Zweiten Weltkrieg setzten sich liberalere Regime durch. Auch in der UdSSR gab es in den 1950er Jahren eine gewisse Liberalisierung. Im fortgeschrittenen Kapitalismus wurde diese Periode in der Ökonomie vom Keynesianismus und einem „eingebetteten Liberalis-

mus“ beherrscht und in der Soziologie vom Ende der Ideologie, um dann mit dem Aufschwung der sozialen Bewegungen in den 1960er Jahren aufgesprengt zu werden.

Die dritte Welle, die Polanyi nicht erwartet hatte, beginnt im Jahre 1973 mit der Energiekrise, sie wurde später unter dem Stichwort „Washington Consensus“ beschrieben und bekam großen Auftrieb durch die Regierungen von Thatcher und Reagan in Gestalt eines erneuten Angriffs auf die Arbeit. Im Laufe der Zeit hat sie sich mit dem Aufstieg der Finanzwirtschaft als eine Ära der Rekommodifizierung des Geldes und der verschärften Kommodifizierung der Natur, das heißt von Luft, Boden und Wasser, erwiesen. Diese dritte Welle der Vermarktung führte zum Zusammenbruch des Staatssozialismus und bezog aus ihm neue Energien. In Lateinamerika kam die Strukturpassung genau zu dem Zeitpunkt, als die Diktaturen fielen, was zu Experimenten in partizipativer Demokratie führte. Während die Wellen der Vermarktung in den Kernländern in einem Zeitraum von mehr als zwei Jahrhunderten aufeinanderfolgten, wurden die Länder an der Peripherie in sehr rascher Folge mit ihnen konfrontiert, sodass sie umso explosiver wirkten.

Es hat nationale Reaktionen auf die Vermarktung gegeben – etwa in Gestalt eines islamischen Nationalismus oder sozialistischer Schattierungen in Lateinamerika –, aber sie können die dritte Welle der Vermarktung nicht umkehren. Dazu bedarf es einer planetarischen Reaktion auf die globale Reichweite des Finanzkapitals und die heraufziehende Umweltkatastrophe, die eine Bedrohung für die ganze Erde ist. Das Finanzkapital ist allerdings die treibende Kraft hinter der Prekarisierung der Arbeit – ihrer Rekommodifizierung ebenso wie ihrer dementsprechenden Exkommodifizierung – sowie der steigenden Verschuldung, nicht nur auf individueller Ebene, sondern auch auf der Ebene der Gemeinde, der Stadt, des Staates und der Region. Das Finanzkapital hat Wissen zur Ware gemacht und seine Produktion vorangetrieben, gemeinsam haben sie sich die Natur einverleibt, als eine Akkumulationsstrategie des Kapitals. Eine Gegenbewegung wird einen globalen Charakter annehmen und mit Bezug auf die Menschenrechte formuliert werden müssen, da das Überleben der menschlichen Spezies auf dem Spiel steht.

Es stellt sich die Frage, wo genau wir uns auf der Kurvenlinie der dritten Welle der Vermarktung befinden. Optimisten behaupten, die dritte Welle der Vermarktung habe bereits von selbst begonnen, sich umzukehren, und wir befänden uns im Aufstieg zu einer Einschränkung der Vermarktung. Andere meinen, dass die Kommodifizierung von einem Stillstand weit entfernt sei. Viele Menschen, darunter auch ich, dachten, dass die Wirtschaftskrise von 2008 und die Umstrukturierung der Machtverhältnisse auf der Welt Gelegenheit für eine Gegenbewegung bieten würde, aber dies erwies sich als Illusion. Es ist möglich, dass eine Gegenbewegung noch in weiter Ferne liegt, so wie es auch möglich ist, dass es niemals eine Gegenbewegung im Sinne der Einschränkung der Vermarktung geben wird.

„Du als Deutscher bist nichts mehr wert“

Der Aufstieg des Rechtspopulismus – eine Arbeiterbewegung von rechts?

BERICHT:

KARINA BECKER UND SOPHIE BOSE

In zahlreichen frühindustrialisierten Ländern sind wir derzeit mit dem Aufstieg rechtspopulistischer Formationen konfrontiert, die eine Zäsur für das politische System darstellen. Zwar rekrutieren populistische Parteien ihr Elektorat grundsätzlich aus allen Klassen und Schichten der Bevölkerung, es fällt jedoch auf, dass sie bei der Arbeiterschaft auf überdurchschnittliche Zustimmung stoßen. Der US-Präsident Donald Trump verdankt seinen Wahlsieg nicht nur Stimmen aus Mittelschichten und dem Kleinbürgertum, sondern auch solchen aus dem deindustrialisierten Rust Belt der USA.

Die von der rechtspopulistischen UKIP federführend betriebene Brexit-Kampagne fand in der Arbeiterschaft überdurchschnittliche Zustimmung. In Österreich votierten bei der Bundespräsidentenwahl 85 Prozent der Arbeiter und Arbeiterinnen für den FPÖ-Kandidaten Hofer (insgesamt 46,2 % der Stimmen), sein siegreicher Konkurrent Van der Bellen kam in dieser Statusgruppe auf gerade einmal 15 Prozent. In Frankreich erzielt der Rassemblement national (ehemals Front national) seit den 1990er-Jahren Spitzenwahlergebnisse in ehemaligen Hochburgen der Kommunistischen Partei Frankreichs (PCF).

Auch die Wahlerfolge der Alternative für Deutschland (AfD) fügen sich in dieses Muster. Die AfD war neben der FDP die eigentliche Gewinnerin der Bundestagswahl 2017. In den ostdeutschen Bundesländern hat sie insgesamt Ergebnisse einer Großpartei erzielt, in Sachsen ist sie mit 27 Prozent sogar die stimmenstärkste Kraft. Laut Analysen von infratest dimap haben überdurchschnittlich viele Arbeiterinnen und Arbeiter sowie Arbeitslose (jeweils 21 %) die AfD gewählt, aber auch in anderen Berufsgruppen und im Bereich der mittleren Bildungsabschlüsse konnte sie Stimmen im zweistelligen Bereich für sich gewinnen. Bei den Gewerkschaftsmitgliedern hat die AfD mit 15 Prozent leicht überdurchschnittliche Unterstützung; bei den Gewerkschaftsmitgliedern im Osten Deutschlands liegt sie mit 22 Prozent gleichauf mit der Linkspartei. Gera de in den Kohorten, die von Erwerbstätigen geprägt werden, verzeichnet sie Zugewinne, und zwar insbesondere bei den Männern in der Altersgruppe von 25 bis 59 Jahren.

Angesichts dieser Situation treiben uns die Fragen um, wie die hohe Akzeptanz der völkischen Rechten unter Arbeitern und Arbeiterinnen – auch gewerkschaftlich organisierten – zu erklären ist und ob wir es gar mit einer Arbeiterbewegung von rechts zu tun haben?

Bewegung Polanyi'schen Typs

Um dies beantworten zu können, ist es unseres Erachtens geboten herauszufinden, unter welchen Bedingungen sich der Aufstieg rechtspopulistischer Formationen vollzieht. Karl Polanyis Konzept der Doppelbewegung hilft uns dabei zu verstehen, was sich derzeit in Gestalt eines völkischen Populismus ereignet und in einigen Ländern wie beispielsweise Deutschland zuspitzt. Durch marktradikale Ideologien forciert, wurden in den letzten Jahren marktbegrenzende Institutionen und Organisationen geschwächt, Märkte sozial entbettet und marktabhängige Individuen oder Gruppen einem Wettbewerbsprinzip ausgesetzt, bei dem einige gewinnen und andere verlieren. Die Entbettung von Märkten, als deren Folge die fiktiven Waren Arbeit, Boden und Geld so behandelt werden, als seien sie Waren wie jede andere, hat im globalen Maßstab Gegenbewegungen ausgelöst, die sich vor allem von unten bilden. Damit verbindet sich eine Kapitalismuskritik, die nicht wie in der Analyse Karl Marx' an klassenspezifischen Ungleichheiten und Ausbeutung ansetzt, sondern an den gesellschaftszerstörenden Konsequenzen dieser Entwicklung.

Bewegungen Polanyi'schen Typs richten sich gegen eine marktgetriebene Transformation moderner Gesellschaften. Was wir derzeit auch im Wahlverhalten beobachten, interpretieren wir als eine Art imaginärer, konformistischer Revolte in Opposition zur weit getriebenen Marktsteuerung von Erwerbsarbeit. Sie richtet sich gegen die Universalisierung von Marktvergesellschaftung und Konkurrenz und vor allem gegen deren Folgen.

Ökonomische Marktmacht wirkt diffus und abstrakt, sie lässt sich selten eindeutig zuordnen, und die Kritik an ihr kann in unterschiedliche Richtungen politisiert werden. Bewegungen gegen den Markt können, wie die frühen sozialistischen Arbeiterbewegungen, systemtranszendernde Ziele verfolgen; sie können aber auch bloßen Schutz vor marktvermittelten Konkurrenz einfordern und reaktiv-nationalistische oder, wie im Falle faschistischer Mobilisierungen, geradezu terroristische Züge annehmen.

Konflikt zwischen innen und außen

„Du als Deutscher bist nichts mehr wert.“ Mit diesen und ähnlichen Wahrnehmungen wurden wir in Interviews mit männlichen, gewerkschaftlich aktiven Industriearbeitern konfrontiert, die wir im Jahr 2017 in Sach-



sen führten. Anhand dieser Forschung wollen wir Einblicke dahingehend geben, wie sich befragte gewerkschaftlich aktive, rechts orientierte Arbeiter ihre eigene Lebenssituation und die sie umgebende Wirklichkeit erklären und illustrieren, dass der gegenwärtige völkische Nationalismus und dessen Attraktivität für Arbeiterinnen und Arbeiter als Bewegung Polanyi'schen Typs ge deutet werden kann.

Von uns befragte Arbeiter, bei denen wir rechtspopulistische Orientierungen ausmachen, verorten sich selbst in der gesellschaftlichen „Mitte“ oder bezeichnen sich als „ganz normal“. Sie sind zwar mit ihrer persönlichen Lebenssituation relativ zufrieden, blicken aber mit Sorge auf die immer größer werdende „Schere zwischen Arm und Reich“. Trotz ihrer aktuellen Zufriedenheit haben sie das Gefühl, nicht dem zu entsprechen, was ihnen gemeinhin als normales und erstrebenswertes Lebensmodell präsentiert wird. Mit zwei Kindern kommen beispielsweise zwei der acht Befragten trotz ihrer Vollzeiterwerbstätigkeit und der ihrer Lebenspartnerinnen nur gerade so über die Runden. Urlaubsreisen und regelmäßige Restaurantbesuche mit der ganzen Familie, die für sie zu einem „normalen“ Leben dazugehören, können sie sich nicht leisten. Sie fühlen sich als „arbeitende deutsche Bürger“ und „kleine Leute“ nicht angemessen anerkannt sowie materiell entlohnt. Gegenüber Flüchtlingen fühlen sie sich benachteiligt, da für diese nun plötzlich Geld da sei, nachdem jahrelang nicht in das Bildungssystem oder in den sozialen Wohnungsbau investiert wurde.

Ob für die Flüchtlinge, die überbezahlten Politiker oder Griechenland – immer sei der kleine deutsche Arbeiter „der Zahlemann der Nation“. Die Befragten konstruieren „die Deutschen“ als Gemeinschaft ehrlicher, hart arbeitender Menschen, die von der eigenen Regierung betrogen wird. Das reale soziale Problem, dass nicht wenige Lohnabhängige selbst mit einer Vollzeittätigkeit mit ihren Familien nur gerade so über die Runden kommen, wird hier national überformt: Ihnen als Deutschen stünde ein besseres Leben, soziale Absicherung und Anerkennung zu, ethnisch „Fremden“ und Personen, die nicht zum Wohlstand des Landes beigetragen hätten, hingegen nicht. Sie sollen ausgegrenzt, in Sammelleunterkünften untergebracht und ausschließlich mit den nötigsten Sachleistungen versorgt werden.

Zu dem Gefühl, nicht dem entsprechen zu können, was als „normal“ gilt, gesellen sich entwertende Arbeitsbedingungen. Ein



autoritärer Führungsstil der Vorgesetzten, Bevormundung, wenig Mitbestimmungsmöglichkeiten für Beschäftigte und ausbleibende Lohnerhöhungen gehören zu ihren prägenden Erfahrungen und sind nach Aussagen befragter Gewerkschaftssekretäre in den untersuchten Regionen keineswegs eine Ausnahme. Erfahrungen solcher Art können dazu beitragen, dass sich Menschen ohnmächtig und permanent benachteiligt fühlen, dass Frust und Wut wachsen. Diese Gefühle münden keineswegs zwangsläufig in eine rechtspopulistische oder gar völkische Bewegung, können jedoch von solchen mobilisiert werden.

Bei unseren Befragten spielen spezifisch ostdeutsche Erfahrungen eine bedeutende Rolle. Viele Ostdeutsche erlebten infolge der sogenannten Wende 1989/90 in rasanterem Tempo eine Entwertung von fast allem, was bis dato gegolten hatte. Als Ostdeutsche waren sie gegenüber Westdeutschen nicht nur in ökonomischer Hinsicht benachteiligt; sie fühlten sich als Bürger und Bürgerinnen Ostdeutschlands auch in kultureller Hinsicht von westdeutscher Politik, von Arbeitgebern und anderen bevormundet, abgewertet und in ihren Lebensrealitäten nicht anerkannt.

Gefühle solcher Art entsprechen realen Benachteiligungen und Anerkennungsdefiziten, sind Ostdeutsche doch bis heute in allen Bereichen der Positionseliten und Medien unterrepräsentiert. Die Löhne und die Qualität der Arbeit sind in Ostdeutschland nach wie vor niedriger als in Westdeutschland. Nach den tiefgreifenden erwerbsbiografischen, sozioökonomischen und demografischen Umbrüchen der Wendezeit haben viele Ostdeutsche gerade erst wieder eine gewisse Normalität und Stabilität erreicht, die sie nun mit der Ankunft von Geflüchteten erneut bedroht sehen.

Deutlich wird, dass sich der Wunsch danach, mit dem eigenen Einkommen ohne Sorge ein gutes Leben führen zu können, nach stärkerer materieller Anerkennung ihrer Leistungen, ihrer harten Arbeit, aber eben auch ihrer Lebensrealitäten, in ausgrenzenden Lösungen ausdrückt. Diese Haltung lässt sich als exklusive Solidarität mit den produktiv Beschäftigten und der nationalen Leistungsgemeinschaft in Abgrenzung zu Arbeitslosen und „kulturell fremden, unnützen Migranten und Migrantinnen“ bezeichnen.

Diese Grundproblematik lässt sich zu folgender These zusperren: Je geringer die Hoffnung ist, trotz individueller Anstrengungen Anschluss an eine Gesellschaft zu finden, die medial fortwährend als prospe-

riert dargestellt wird, desto stärker haben die von uns befragten Arbeiter das Gefühl, die Verlierer einer Verteilungsgerechtigkeit zu sein. Infolgedessen interpretieren sie die aktuelle Situation als einen Konflikt zwischen ihnen – den leistungsbereiten, tüchtigen Deutschen – und außen, das heißt vermeintlich leistungsunwilligen, kulturell nicht integrierbaren Ausländern und Ausländerinnen.

Das gute Volk gegen das korrupte System

Dabei grenzen die Befragten das Volk und die von ihnen ersehnte nationale Leistungsgemeinschaft vom System ab. Sie kritisieren Egoismus, Macht- und Profitstreben sowie Vereinzelung und wünschen sich mehr Zusammenhalt und ein besseres Miteinander, das sie in der Nation zu realisieren meinen. Interessengegensätze und Meinungpluralismus kommen in dieser Vorstellung nicht vor. Das ist umso erstaunlicher, da alle als aktive, gewerkschaftlich organisierte Betriebsräte davon überzeugt sind, dass es ein starkes Gegengewicht der Arbeitenden zum Management braucht. Diesen Interessengegensatz auf der betrieblichen Ebene beziehen sie jedoch nicht auf die Gesellschaft: Hier eint die Vorstellung des deutschen „Volks“ die Menschen über alle Interessengegensätze hinweg und verbündet sie im ethnischen Sinne gegen „das System“.

Die Systemkritik ist häufig verschwörungstheoretisch begründet. Auch wenn sie das grundlegend diffuse Gefühl haben, dass „etwas mit dem System nicht stimmt“, fällt doch auf, dass sich die Kritik der Befragten nicht auf die tieferen Ursachen von sozialer Ungleichheit, kapitalistischer Verwertungslogik oder sozialer Vereinzelung bezieht. Sie bestimmen lediglich Personen und Mächte, die allein an der gegenwärtigen Misere schuld sein sollen und Deutschland gezielt kleinhalten würden: die Migration, das vermeintliche Kartell von Parteien und Medien, die Politik, die Linken, die USA oder eben „irgendjemand“.

Die verbreitete Kritik an wachsender sozialer Ungleichheit, das Bewusstsein für Ungerechtigkeiten in der Arbeitswelt, das Gefühl, politisch nicht repräsentiert zu werden und mit den eigenen Belangen in der Öffentlichkeit nicht vorzukommen, die mangelnde materielle und soziale Anerkennung als Arbeiter verbinden sich mit rassistischen Ressentiments und kanalisieren sich in einer völkischen Bewegung Polanyi'schen Typs. Diese richtet sich nicht gegen eine

ausbeuterische Klasse, den Kapitalismus oder Ähnliches, sondern gegen das diffuse „System“ und die kulturell vermeintlich Fremden. Die Grenzen zwischen dem „Wir“ und „den Anderen“ verlaufen folglich nicht klassenspezifisch, sondern nach Leistung und „Kultur“.

Es handelt sich um eine Bewegung Polanyi'schen Typs, weil sie sich gegen die (vermeintliche) soziale Konkurrenz mit Migrernden richtet und darauf zielt, den eigenen Status, das Anrecht auf soziale Sicherheit und ein „gutes Leben“ auch in der Zukunft zu erhalten; nicht aber darauf, die tatsächlichen gesellschaftlichen und ökonomischen Ursachen der Konkurrenz in Frage zu stellen und zu überwinden. Die Befragten empfinden rechtspopulistische, nationalistische Bewegungen wie beispielsweise Pegida dabei als Bewegungen der Mehrheit, die den authentischen Willen des Volks artikulieren und damit gegen die aus ihrer Sicht verlogene „Systempolitik“ mit dem Ziel der Errichtung einer wahren, direkten Demokratie zu Felde ziehen.

Ausblick: Mehr vergleichende Forschung ist nötig

Rechtspopulistische Formationen greifen reale Anerkennungsdefizite und Themen auf, deren Bearbeitung sich lange Zeit linke Parteien recht erfolgreich verschrieben hatten. Dabei machen sie ausgrenzende, „national-soziale“ Angebote ganz im Sinne von „Deutsche zuerst“ oder „Österreicher zuerst“ und legitimieren und radikalisieren rassistische und nationalistische Haltungen und Verhaltensweisen. Die sozialpopulistische Rhetorik und die Verknüpfung sozialer Themen mit Einwanderung läuft letztendlich immer darauf hinaus, Migration zu beschränken oder zu verhindern und soziale Gruppen gegeneinander auszuspielen, aber nicht, ernsthaft soziale Probleme anzupacken.

Zu den Bedingungen des Aufstiegs rechtspopulistischer Formationen und ihrer Attraktivität für Arbeiter und Arbeitnehmer gehören politische Diskurse, politische Kräfteverhältnisse, sozioökonomische Veränderungen, politische Repräsentationsdefizite und Ähnliches, die sich in verschiedenen Ländern unterscheiden und vergleichend untersucht werden müssten. Unsere Forschungen haben wir bisher nur in Deutschland und vorrangig in Industriebetrieben durchgeführt. Systematischer zu untersuchen wäre, wie es in anderen Branchen, wie beispielsweise dem Dienstleistungsbereich, aussieht.

„Viele weiden auf Polanyis Wiese“

Das Werk Karl Polanyis in deutschsprachigen und angelsächsischen Medien der vergangenen fünf Jahre

ÜBERBLICK: ARMIN THURNHER

Viele Texte, nicht nur, aber auch in diesem Heft, legen den Gedanken nahe, die Finanzkrise 2008 habe das Werk Polanyis wieder in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Da ist was dran. Allerdings läuft die Sache im deutschen und im englischen Sprachraum einigermaßen verschieden. Während in England und in den USA die Linke eine Debatte über Polanyi führt und bedeutende Publikumszeitungen und -zeitschriften den Mann und sein Werk vorstellen, gibt es in deutschen und österreichischen Zeitungen durchaus eine Resonanz, aber die Zeitschriften schweigen fast gänzlich. So findet sich im Zeitraum der letzten fünf Jahre weder im *Spiegel* noch in Zeitschriften wie *Profil*, *Weltwoche* oder *Brand Eins* auch nur eine einzige Erwähnung des Namens Karl Polanyi. In der *Zeit* gab es zwei Erwähnungen, aber keinen nennenswerten Beitrag zum Thema. Lediglich speziell auf Politik ausgerichtete Publikationen wie die *Blätter für deutsche und internationale Politik* brachten große Beiträge zu Polanyi oder durch Polanyi inspirierte Überlegungen. Mitunter stammten sie aus dem angelsächsischen Raum, wie Texte von Robert Reich oder jene der in diesem Heft ausführlich diskutierten Nancy Fraser (Seite 42).

Polanyis Hauptwerk erschien 1944; es dauerte 33 Jahre, bis es auf Deutsch herauskam. Außerhalb ökonomischer Fachkreise war der Name Polanyi kein Begriff. Das immerhin hat sich gründlich geändert. Heute kann man ihn en passant als Hinweismarke verwenden, wie dies der Politologe Ulrich Brand vor kurzem in einem *Falter*-Interview tat. Wie weit muss Degrowth gehen?, lautete die Frage. Brands Antwort: „Mit Karl Polanyi gesprochen: Wir müssen die gesellschaftspolitische und intellektuelle Gegenbewegung gegen eine immer weiter selbstverständliche, ignorante Naturvernutzung und imperiale Lebensweise einleiten. Dann sind Lernprozesse möglich, die ich bei einigen meiner Studierenden schon sehe: Die wollen gar kein Auto mehr haben, einige sogar nicht mehr fliegen. Sie wollen einfach und gut leben. Das wäre der Horizont: Ein wachsender Teil der Gesellschaft will diese andere Lebensweise“ (*Falter*, 1.5.2018).

2009 noch konnte die renommierte, bildungsburgerliche *Zeit* schreiben, folge man dem „vergessenen Ökonom (sic) Karl Polanyi“, müsse man einsehen, dass „die Industriezivilisation sehr wohl zum Ruin des Menschen führen kann“ (16.7.). Nur noch einmal wird Polanyi wieder erwähnt, als Warner vor „Klimawandel, Wirtschafts- und Finanzkrisen“ (15.9.2011). Zu den wenigen Wochenzeitungen, die Polanyi nicht ausblenden, zählt die *Wirtschaftswoche*. „Man trifft in Hauptseminaren der Volkswirtschaft heute Studenten, die nicht Adam Smith und Friedrich August von Hayek gelesen haben. Die nicht wissen, wer François Quesnay oder Carl Menger waren. Wofür Albert O. Hirschman oder Karl Polanyi stehen“ (12.10.2018).

Tageszeitungleser hatten es besser. Die *Neue Zürcher Zeitung* hatte zwar sicher recht, wenn sie noch 2016 schrieb:



In angelsächsischen Medien ist die Auseinandersetzung mit dem Werk Karl Polanyi selbstverständlich; deutschsprachige Zeitschriften üben noch



Die Konferenz „A Great Transformation?“ an der Johannes Kepler Universität in Linz im Jänner 2017 war die bisher größte universitäre Konferenz in Österreich zum Thema und bot Anlass für zahlreiche Berichte in österreichischen Medien

Anmerkung 1

Diese Zusammenfassung berücksichtigt weder Onlinemedien (wie orf.at, das sich um Polanyi verdient machte) noch Hörfunk wie Ö1, der sich wiederholt mit Polanyi befasste, oder TV-Serien (Arte berichtete über Polanyi in einer sechsteiligen Doku über große Ökonomen)

„Schumpeter, Galbraith, Hayek und Friedman mögen ein vergleichbares Maß an öffentlicher Bekanntheit erlangt haben wie Keynes und Piketty. Bei Karl Polanyi, Tibor Scitovsky, Albert O. Hirschman und Peter L. Berger ist dies jedoch nicht der Fall“ (29.9.). Doch haben österreichische Qualitätsblätter überraschenderweise einiges zur Polanyi-Renaissance beigetragen. In der *Presse* vom 25.11.2016 stellte der Sozial- und Wirtschaftshistoriker Ernst Langthaler seinen ausführlichen Text über „The Great Transformation“ in einen aktuellen Kontext, den Aufstieg Donald Trumps zum Präsidenten der USA. „Was wie ein Kommentar zum Sieg Donald Trumps bei der US-Präsidentenwahl klingt, wurde sinngemäß vor mehr als 70 Jahren gedacht, gesagt und geschrieben. Karl Polanyi beantwortete 1944 in seinem Buch „The Great Transformation“ eine der drängendsten Fragen jener Zeit: den Aufstieg des Faschismus, der – zusammen mit dem Kommunismus – dem 20. Jahrhundert den Stempel „Zeitalter der Extreme“ (Eric Hobsbawm) aufgedrückt hat“, schreibt Langthaler, ohne jedoch Trump als Faschisten zu klassifizieren; er hält ihn für einen Nationalpopulisten, dessen Erfolg sich jedoch mit Polanyis Kategorie der Gegenbewegung erklären lasse (vgl. dazu S. 12 in diesem Heft).

Auch im *Standard* wird Polanyi ab und an zitiert, etwa vom Kulturwissenschaftler Wolfgang Müller-Funk am 13.5.2016, in einem Plädoyer für eine europäische Politik, die ein „europäisches Weiterwursteln“ sein müsse. Denn „ihr Zusammenbruch würde jene politischen Kräfte demokratischer Selbstzerstörung freisetzen, die zu einer dramatischen Herausforderung für Europa geworden sind. Sie würde zu jener Regression und völligen Marginalisierung des Halbkontinents führen, die Karl Polanyi kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs beschrieben hat.“

Auch über die Ehrung Kari Polanyi Levitts durch eine Gedenktafel an ihrem ehemaligen Wiener Wohnhaus berichteten mehrere hiesige Blätter und gingen bei dieser Gelegenheit auch auf das Werk Karl Polanyis ein. Insgesamt bleibt die Rezeption in Österreich verhalten, wobei es immer wieder lobenswerte Ausnahmen gab: Etwa ein großes Porträt Polanyis samt Interview mit Kari Polanyi Levitt von Tanja Traxler anlässlich der Polanyi-Konferenz in Linz im *Standard* vom 18.1.2017. Oder diverse Berichte in der *Wiener Zeitung*, etwa auch ein Kommentar der Ökonomin Sigrid Stagl für „neue Spielregeln des Wirtschaftens im Anthropozän“ am 29.8.2017.

Für deutsche und Schweizer Tageszeitungen kann man sagen, dass Polanyi je nach Ausrichtung des Blatts zu Ehren oder zu mitunter auch hämischer Kritik kommt. Die konservative *Neue Zürcher Zeitung* bleibt erstaunlich neutral und zitiert Polanyi ab und an in großen Essays; so etwa verwenden die Raumplanungsexperten Robert Kaltenbrunner und Olaf Schnur ganz selbstverständlich mit Bezug auf Polanyi den Begriff „Kommodifizierung“ (26.4.2014).

Die *Süddeutsche Zeitung* und die *taz* sympathisieren deutlich mit Polanyi. In der

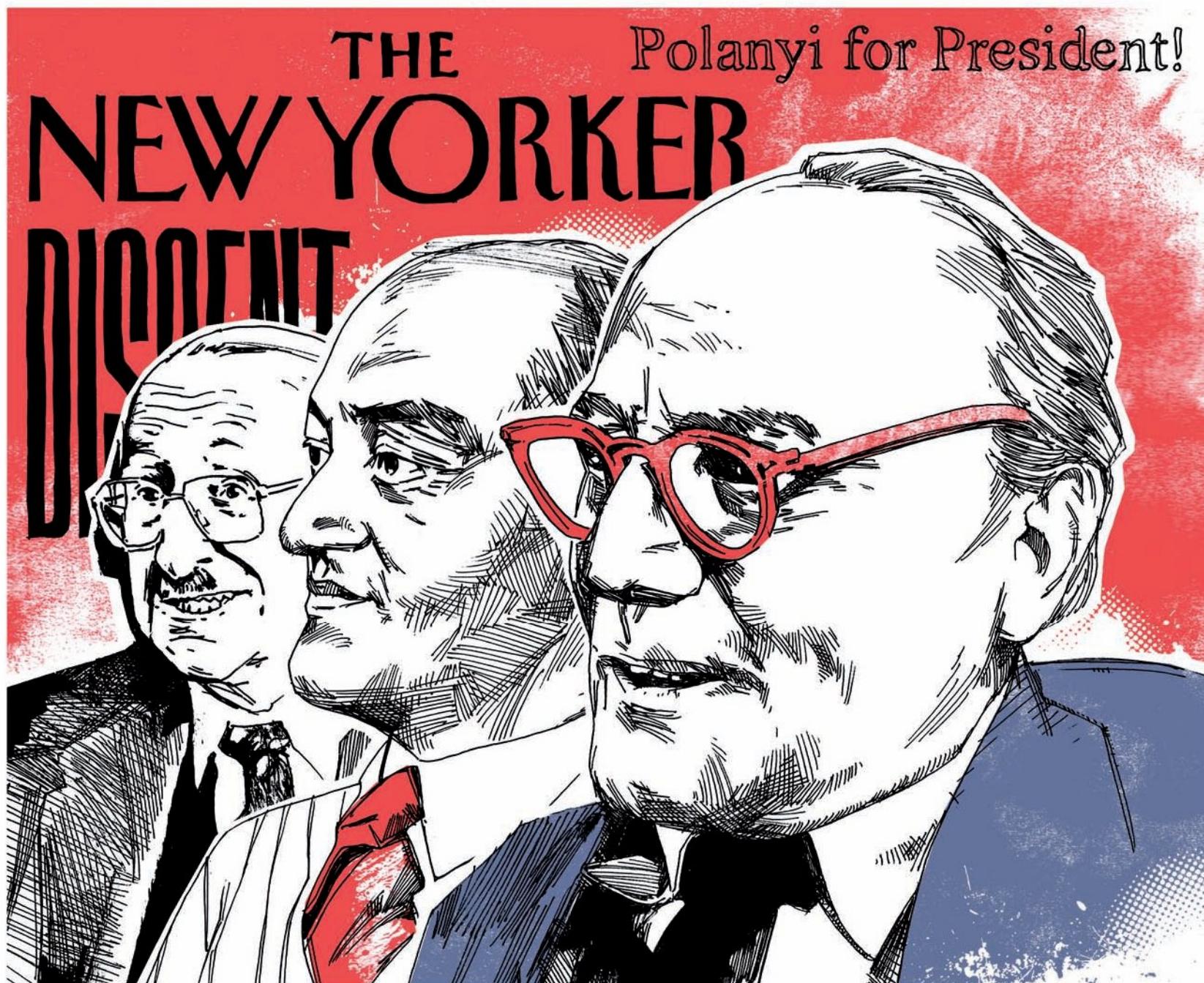
Süddeutschen vom 18.6.2018 rezensiert der Politologe Claus Leggewie die Werke von Gareth Dale und Robert Kuttner über Polanyi. Und der englische Literaturprofessor Jeremy Adler schreibt zum Thema Brexit: „Die zutreffende Diagnose stammt von Hayeks Gegenspieler Karl Polanyi. Der Wirtschaftshistoriker hielt den „freien Markt“ für einen Mythos, weil er in Wahrheit auf zahlosen Gesetzen beruhe: „Das Laissez-faire war geplant.“ Die einseitige Bevorzugung des Marktes unterminiere die Demokratie. Eine natürliche Ökonomie sei sozial eingebettet. Nach Polanyi zu urteilen, hat Hayek die Krankheit mit der Kur verwechselt. Der Faschismus entstamme „einer Marktwirtschaft, die nicht funktioniert“ (SZ vom 25.8.2018). Der Wirtschaftssoziologe Jens Beckert wiederum nennt „The Great Transformation“ als das für ihn wichtigste Buch (14.6.2016). Wenig überraschend wird Polanyi in der *taz* durchaus zustimmend zitiert, ja, als selbstverständlich vorausgesetzt (zum Beispiel beim Politologen Franz Walter am 6.4.2013).

Am interessantesten ist die Polanyi-Rezeption in der konservativen *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Zwar überwiegt in der *FAZ* und deren Ableger, der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung*, der Tenor, Polanyi-Schüler hingen seiner Theorie nur im Rahmen der allgemeinen Ratlosigkeit der Linken an, doch ist es dieses Blatt, in dem ausführliche, manchmal sogar sympathisierende Auseinandersetzungen mit Polanyi stattfinden.

Hier konstatierte die amerikanische Ökonomin Shoshana Zuboff unter Bezug auf Polanyis Analyse der Destruktivität des Marktes: „Google führt uns an den Wendepunkt in der Reichweite der Marktwirtschaft. Eine vierte fiktive Ware entsteht hier und wird zum beherrschenden Merkmal der Marktdynamik des 21. Jahrhunderts. Die „Realität“ erfährt dabei dieselbe Umwandlung ins Fiktive und wird als Verhalten wiedergeboren. Dazu gehört das Verhalten der Lebewesen, ihrer Körper und ihrer Dinge, das Verhalten selbst sowie Daten über das Verhalten. Es ist der weltumspannende Organismus samt den winzigsten Elementen darin“ (30.4.2014). Der Ökonom Carl Christian von Weizsäcker wiederum zitiert Polanyi in seiner Ökonomie der Migration (FAZ 12.1.2016).

Auch Wirtschaftsredakteur Rainer Hank bemerkt in seinem Polanyi-Porträt durchaus zustimmend am Ende: „Viele der heutigen Kapitalismuskritiker weiden auf der Wiese Polanyis. Die Kritik am „Ökonomismus“ und „Kapitalismus pur“, die Mahnung zu Maß und Mitte, die von Sahra Wagenknecht bis Volker Kauder täglich ertönt, hat hier ihren Ursprung. Wenn Bundeskanzlerin Merkel findet, wir brauchen eine „marktkonforme Demokratie“, würden Polanyis heutige Freunde dagegen einen „demokratiekonformen Markt“ fordern“ (FAS 24.8.2018). Obwohl der gleiche Hank, über das Erbe Polanyis, dessen differenzierte Kapitalismuskritik verstimmt, diesem gern auch „antikapitalistischen Romantizismus“ vorwirft (FAS 13.1.2013). Hank kommt immer wieder auf

FOTO: ARCHIV



Polanyi zurück, sei es in einer Dickens-Rezension (FAS 16.3.2014) oder in einer Philippika gegen Kapitalismuskritiker, die nicht wüssten, dass sie Polanyis Erben sind (FAS 24.8.2014).

In seinem Text in der FAZ „Warum Intellektuelle den Kapitalismus nicht mögen“ formulierte der Multimillionär und Historiker Rainer Zitelmann den Grund für das instinktive Misstrauen bürgerlicher Publizisten. „Einer der Gründe ist das Unverständnis vieler Intellektueller für den Charakter des Kapitalismus als spontan gewachsener Ordnung. Der Kapitalismus ist – anders als der Sozialismus – nicht ein Gedankensystem, das der Wirklichkeit übergestülpt wird, sondern eine weitgehend spontane, evolutionär entstandene Ordnung, die eher ‚von unten‘ wächst, als von oben angeordnet wird. Historisch ist er gewachsen, so wie Sprachen gewachsen sind. Sprachen wurden nicht erfunden, konstruiert und erdacht, sondern sind das Ergebnis ungesteuerter spontaner Prozesse“ (18.5.2018). Fundamental er könnte man Polanyi und seine Schule nicht missverstehen, denn ihnen zufolge (siehe oben) ist gerade das Gegenteil wahr: Das Laissez-faire war geplant.

Welch anderes Bild in England und den USA. In England ist der Grund einfach: Je-

Deutsche Zeitschriften hinken angelsächsischen Vorbildern immer ein wenig hinterher – so auch bei der Polanyi-Rezeption

ILLUSTRATION:
P. M. HOFFMANN

Anmerkung 2

Diese Zusammenfassung will nicht werten. Es geht ihr nicht um die korrekte oder weniger korrekte Polanyi-Rezeption, sondern nur um eine (notwendigerweise unkomplette) Erfassung der Resonanz in Publikumszeitschriften und Zeitungen des deutschen und des angelsächsischen Raums der letzten fünf Jahre

remy Corbys Wirtschaftspolitik beruft sich auf Polanyi und orientiert sich an ihm. Konservativere Medien wie das Magazin *Economist* haben sich nicht nur aus diesem Grund ausführlich mit Polanyi befasst (The great transformation: Corbynomics would change Britain – but not in the way most people think, 17.5.2018); in der linksliberale Tageszeitung *Guardian* hatte der Politologe Adrian Pabst lange zuvor schon apodiktisch festgestellt, Polanyi, nicht Keynes sei „der einzige Ökonom, der die wahren Grenzen von Kapitalismus und Sozialismus erfasst hat“ (9.11.2008). In einem Editorial hielt der *Guardian* fest: „Corbynomics wurde in solchen moralischen (Polanyi'schen, Anm.) Begriffen geframt – und das ist eine sehr gute Sache“ – es fehle nur an Mut zu konkreten Beispielen (27.5.2018).

In den USA steht die Position Polanyis ebenfalls außer Frage. Die *New York Times* zitiert sein Werk und nennt sein Hauptwerk unter den bedeutendsten Büchern der Emigration neben denen von Hannah Arendt, Theodor W. Adorno und Thomas Mann (1.2.2017); oder sie zitiert es wie Pankaj Mishra in einem Artikel über den indischen Premier Modi (14.11.2016).

Publikumszeitschriften wie der *New Yorker* widmen Polanyis Thesen 15-seiti-

ge Essays (The Merchants of Doom – eine Rezension von Robert Kuttner's Polanyi-Buch). Die einflussreiche *New York Review of Books* publizierte eine Kritik ebendieses Robert Kuttner von Gareth Dales (s. Seite 32 in diesem Heft) Polanyi-Biografie unter dem Titel „The Man from Red Vienna“.

Dass Bernie Sanders' marktkritische Ideen mit Polanyi begründet wurden, versteht sich fast von selbst („Polanyi for President“, *Dissent Magazine*, Frühjahr 2016). Das *Dissent Magazine*, eher klassisch links, angesiedelt zwischen kommunitaristisch und sozialdemokratich, publizierte mehrere große Texte zu Polanyi, außer dem erwähnten etwa „The elusive Karl Polanyi“ (Frühjahr 2017) oder „The return of Karl Polanyi“ (Frühjahr 2014).

Junge Neomarxisten widersprachen im Magazin *Jacobin* und nannten, was Polanyi vorschlage, eine Art Wohlfahrtskapitalismus; wohl ein Schritt vorwärts, aber für wahre Sozialisten zu wenig. Solche Ironie ist angesichts der politischen Auseinandersetzungen in England und den USA ganz unangebracht. Karl Polanyis Werk lebt, es wird darüber berichtet, es wird als aktueller Wegweiser für linke Politik leidenschaftlich diskutiert. Das könnte unserer (medialen) Linken ein Beispiel geben. Diese Beilage macht einen Anfang!

Warum Polanyi heute in Wien?

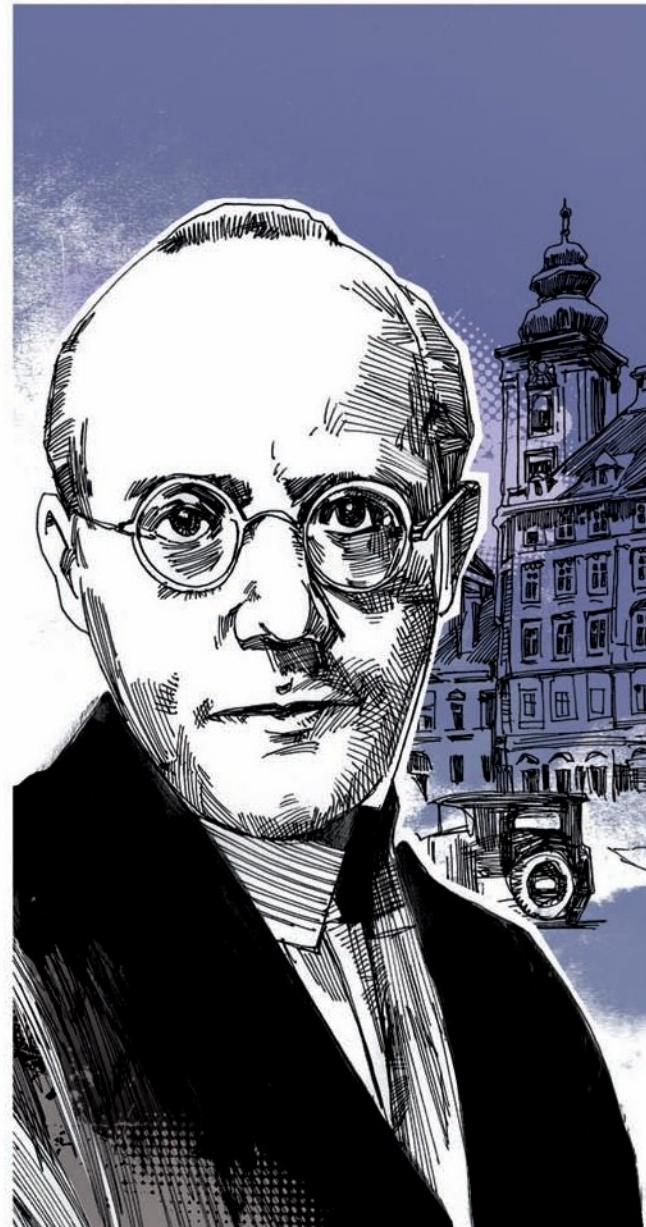
Warum die Internationale Karl-Polanyi-Gesellschaft gerade jetzt und gerade in dieser Stadt gegründet wurde

BEGRÜNDUNG: MARKUS MARTERBAUER, ANDREAS NOVY

Karl Polanyi und Wien – eine vielfältige Beziehung: 1886 in Wien geboren verbrachte Polanyi hier zwischen 1919 und 1933 prägende und glückliche Jahre. Das Wien der Zwischenkriegszeit war zwar von einer Weltstadt und Metropole eines Kaiserreichs zur Hauptstadt eines kleinen Staates geschrumpft, an dessen Lebensfähigkeit viele Zweifel bestanden. Doch Wien war weiterhin eine pulsierende Stadt der intellektuellen Debatten und eine Stadt, in der die österreichische Sozialdemokratie ambitionierte und weitreichende sozialpolitische Reformen umsetzte, die auch die Grundlagen für den Wohlfahrtsstaat der Nachkriegszeit legten.

Die Beziehung zwischen Polanyi und Wien ist auch heute noch lebendig: Das Leitbild des Departments für Sozioökonomie der Wirtschaftsuniversität Wien erinnert mit Bezug auf Polanyi daran, dass „Wirtschaft in Gesellschaft und Natur eingebettet ist“. Wirtschaften ist demnach nicht nur Marktwirtschaft. Neben dem Tauschen auf Märkten identifizierte Polanyi auch Reziprozität (gegenseitige Hilfe, Nachbarschaftlichkeit und Unterstützung), Umverteilung (von den Bessergestellten und den Berufstätigen zu den Kindern, Kranken und Alten) und Haushalte (Subsistenzwirtschaft und nicht-monetäre Bereiche des Wirtschaftens und Sorgens wie von der feministischen Ökonomie herausgearbeitet) als prägende wirtschaftliche Institutionen; er setzte sich aber auch mit Unternehmen und Verwaltung auseinander, die von Befehlsstrukturen gekennzeichnet sind.

Den Großteil seines Lebens war Polanyi kein Berufswissenschaftler, vielmehr verdiente er von 1924 bis 1933 seinen Lebensunterhalt als Redakteur des *Österreichischen Volkswirts*, der führenden Wirtschafts- und Finanzzeitung Mitteleuropas. Er widmete große Teile seiner Zeit der Vortragstätigkeit an den Volkshochschulen und der Erwachsenenbildung. Dabei entwickelte er die Fähigkeit, komplexe politische und ökonomische Entwicklungen verständlich zu beschreiben und, auf Basis seines umfassenden theoretischen Wissens, vielfältige Zusammenhänge herzustellen. Die Regierungs- und Währungskrisen, Streikbewegungen und sozialen Auseinandersetzungen der 1920er-Jahre waren für ihn Ausdruck der tieferliegenden Spannungen zwischen den an der Wettbewerbsfähigkeit auf den Weltmärkten ausgerichteten Unternehmensstrategien und den Interessen der Masse der Bevölkerung, die den Unwürdigkeiten des Weltmarkts nicht schutzlos ausgeliefert sein wollte. Die 1930er-Jahre standen exemplarisch für die Unversöhnlichkeit von Kapitalismus und Demokratie. Erst als nach dem Zweiten Weltkrieg die Lehren aus der Tragödie des Faschismus gezogen wurden, konnte versucht werden, diesen inharrenen Gegensatz zwischen Kapitalismus und Demokratie konstruktiv zu bearbeiten; in Österreich durch die Etablierung der Sozialpartnerschaft und des Sozialstaats.



Hier in Wien kann an die besten intellektuellen Traditionen des Landes angeschlossen werden, um aktuelle Lösungsstrategien zu entwickeln

Mit der Niederlage des Faschismus, der – vorübergehenden – Zurückdrängung des Marktfundamentalismus und dem Übergang zu gemischten Wirtschafts- und umfassenden Sozialstaatssystemen geriet Polanyi in der Nachkriegszeit in Vergessenheit. Das Interesse an seinem Werk kehrte erst zurück, als der Wohlfahrtsstaatskapitalismus, der Jahrzehnte lang sozialen Ausgleich geschaffen hatte, in den 1970er-Jahren in die Krise geriet. Wirtschaft und Gesellschaft sind besonders nach der Finanzkrise 2008, angesichts der die Lebensgrundlagen des Planeten gefährdenden Klimakrise, der zunehmenden Konzentration von Ein-

Zu den Autoren

Markus Marterbauer leitet die wirtschaftswissenschaftliche Abteilung in der AK Wien
Andreas Novy ist Vorstand des Instituts Multi-Level Governance and Development und Präsident der Internationalen Karl-Polanyi-Gesellschaft an der WU

kommen, Vermögen und Lebenschancen sowie der Vermarktlichung aller Lebensbereiche erneut mit grundlegenden Veränderungen konfrontiert.

Nichts ist heute dringlicher als eine öffentliche Debatte über zeitgemäße Antworten auf diese Herausforderungen. Österreichs Sozialpartnerschaft galt jahrzehntelang als internationales Vorbild, dem es gelang, die bestehenden Klassengegensätze im Konsens zu bearbeiten. Der wirtschaftliche Erfolg und der hochentwickelte Sozialstaat, die relativ günstige Arbeitsmarktentwicklung und die hohen arbeitsrechtlichen Standards können dafür als Beleg gelten. Sie waren auch auf Basis der Stärke von Gewerkschaften und Arbeiterkammer möglich. Die Gründung der Internationalen Karl-Polanyi-Gesellschaft fand ganz bewusst in der Arbeiterkammer Wien statt, weil hier an die besten intellektuellen Traditionen des Landes angeschlossen werden kann und Orte des Gesprächs und der öffentlichen Debatte geboten werden, die unabdingbar für die Entwicklung von Neuem und der kritischen Begleitung aktueller Lösungsstrategien sind.

Das Nachdenken über Innovationen muss neue, plurale Formen des Wirtschaftens betreffen; etwa im Bereich der Commons (selbstorganisierte und bedürfnisorientierte Produktion von Ressourcen), der neuen Gemeinschaftsbewegung oder der betrieblichen Mitbestimmung. Sie muss aber auch neue Formen von Demokratie und Mitgestaltung (im politischen Feld, in der Nachbarschaft und im Alltag) erfassen. Die Kooperation zwischen Universitäten und Interessenvertretungen wie der Arbeiterkammer ist dabei unverzichtbar.

Ziel der Internationalen Karl-Polanyi-Gesellschaft mit Sitz in Wien ist es, an die lebendigen intellektuellen Diskussionen und praktischen Experimenten der 1920er-Jahre anzuschließen. Damals wurden vielfältige pragmatische, aber weitreichende Reformen im Wohnbau, Schulwesen, der Sozialhilfe und Jugendfürsorge oder der Erwachsenenbildung umgesetzt. Gleichzeitig fanden vor allem außerhalb der Universitäten große Debatten über die grundlegenden Fragen der Wirtschaftsordnung statt. In seinem Privatseminar legte Ludwig von Mises die Grundlagen einer neoliberalen Weltsicht, in der eine Marktwirtschaft als die einzige mögliche Alternative zu zentralen Planwirtschaften dargestellt wurde.

Demgegenüber plädierte Karl Polanyi für eine demokratische Wirtschaftsordnung. Er versuchte, diese von irreführenden Vereinfachungen abzugrenzen, wie jener von „zentraler Planung versus freier Marktwirtschaft“ oder jener von „privat versus Staat“. Seine Ideen gingen in Richtung einer auf Verhandlung und Expertise basierenden pluralistischen Wirtschaftsordnung, die den Markt als eine von mehreren Institutionen einhegte und für demokratische Experimente offen sein sollte. Er versuchte individuelle Freiheit und komplexe gesellschaftliche Arbeitsteilung vereinbar zu halten. An der Entwicklung von glaubwürdigen und machbaren Alternativen zu reaktionären und autoritären Gesellschaftsmodellen besteht heute erneut grösster Bedarf.

III

Persönliches Historisches

Wer könnte besser Auskunft über das Leben Karl Polanyis geben als seine Tochter, Kari Polanyi Levitt? Um die Person Karl Polanyi besser zu verstehen, ist es notwendig, ihm nahe Menschen kennenzulernen: seine Frau Ilona Duczynska, seinen Bruder Michael und natürlich seine Tochter Kari. Das Leben Polanyis begann im Budapest der Jahrhundertwende; ungarische Juden befanden sich dort in einer besonderen Lage. Und wie viele im 20. Jahrhundert verschlug es auch Polanyi von einem Ort zum anderen: Wien, London und Amerika waren weiteren Stationen seines Lebens.

SEITE 18 – 34

„Wo immer mein Vater lebte, war er involviert“

**Was Karl Polanyis „The Great Transformation“ geprägt hat:
Ein Gespräch über das Leben des
Autors mit seiner Tochter
Kari Polanyi Levitt**

FRAGEN: MICHAEL BURAWOY

Karl Polanyi gilt als einer der anerkanntesten Denker der Soziologie und darüber hinaus. Sein Buch „The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen“ zählt heute zu den Klassikern der Soziologie und berührt beinahe jedes Teilgebiet der Disziplin. Die Bedeutung seines Werkes reicht dabei, weit über die Grenzen der Soziologie hinaus, auch in die Bereiche der Ökonomie, Geografie und Anthropologie. In den letzten vier Dekaden, die durch neoliberale Denkweise und Praxis gekennzeichnet waren, gewann Polanyis Sichtweise aufgrund seiner kritischen Position gegenüber der Marktwirtschaft und der Art und Weise, wie diese das Gefüge der Gesellschaft zersetzt, zahlreiche Zustimmung. Das Buch untersucht Ursprünge und Konsequenzen von Kommodifizierung und ist zugleich eine Darstellung von Gegenbewegungen zu dieser Kommodifizierung – Bewegungen, die sowohl den Faschismus und den Stalinismus als auch die Sozialdemokratie hervorgerufen haben. In dem gegenwärtigen globalen Kontext erweisen sich seine Analysen ofensichtlich als relevant.

Karl Polanyi lebte von 1886 bis 1964. In diesem Interview spricht seine Tochter Kari Polanyi Levitt über das Leben ih-

res Vaters und die maßgeblichen Einflüsse, die zu „The Great Transformation“ beigetragen haben. Ebenso weist sie auf die spezielle Beziehung ihres Vaters zu ihrer Mutter Ilona Duczynska hin, einer Intellektuellen, die zeitlebens politische Aktivistin war. Kari Polanyi Levitt zeichnet außerdem die vier Phasen in Karl Polanyis Leben nach: die ungarische, die österreichische, die englische und zuletzt die nordamerikanische Phase. Dr. Levitt ist Ökonomin und lebt in Montreal. Sie ist Autorin zahlreicher Bücher, einschließlich „From the Great Transformation to the Great Financialization“ (2013) und dem Sammelband „The Life and Work of Karl Polanyi“ (1990). Das folgende Interview ist eine gekürzte Version einer öffentlichen Diskussion zwischen Kari Polanyi Levitt und Michael Burawoy.

Michael Burawoy: Beginnen wir am Anfang. Wir sind es gewohnt, über Karl Polanyi als Ungarn nachzudenken, aber er ist eigentlich in Wien geboren, richtig?

Kari Polanyi Levitt: Ja, das stimmt. Mein Vater und ich, wir sind beide in Wien geboren, meine Mutter in einer kleinen Stadt nicht weit von Wien. Wien war damals natürlich das Zentrum des intellektuellen Lebens, die große Metropole des österreichisch-ungari-

schen Kaiserreichs. Die Familie, also Vater und Mutter von Karl Polanyi, begannen ihr gemeinsames Leben in Wien. Karls Mutter, Cecilia Wohl, wurde von ihrem Vater aus Vilnius, damals in Russland, nach Wien geschickt, um einen Beruf zu erlernen. Aufgrund ihrer Ausbildung sprach sie Russisch und Deutsch. In Wien lernte sie Karls Vater, einen jungen ungarisch-jüdischen Ingenieur namens Mihály Pollacsek kennen. Er sprach Ungarisch und Deutsch, und so war die Familie zu Beginn deutschsprachig. Und vor nicht allzu langer Zeit erfuhr ich durch Korrespondenzen, dass mein Vater bis zu seinem Eintritt ins Gymnasium in Budapest kein Ungarisch gelernt hatte. Die ungarische Phase meines Vaters, die natürlich sehr wichtig ist, war also durch russische Einflüsse geprägt – im politischen Sinne durch russische Sozialisten, die sich stark von damaligen Sozialdemokraten unterschieden. Es war ein Sozialismus, der sich stärker in eine ländliche Richtung, in Richtung der bäuerlichen Landbevölkerung orientierte und anarchistische Elemente hatte. Selbstverständlich waren Kommunen ein zentraler Teil der politischen Formation. Und ich muss sagen, dass dieser russische Einfluss durch seinen Vater, der sehr anglophil war, ausbalanciert wurde. Wenn es zwei relevante literarische Persönlichkei-



Zum Interviewer

Michael Burawoy ist ein englischer Soziologe. Er lehrt an der University of California in Berkeley



Karl Polanyi
mit Tochter Kari,
aufgenommen
1938

ten im Leben meines Vaters gab, so waren es Shakespeare – er nahm eine Ausgabe seiner gesammelten englischen Werke mit in den Krieg – und, von all den großen russischen Schriftstellern, würde ich sagen Dostojewski.

Und dann war da der Einfluss von russischen émigré revolutionaries, unter ihnen ein Mann namens Klatschko.

Polanyi Levitt: Ja, Samuel Klatschko war eine außerordentliche Persönlichkeit. Er lebte in Wien und war der inoffizielle Vermittler zwischen russischen und internationalen bzw. europäischen Revolutionären. Er stammte aus einer jüdischen Familie aus Vilnius und verbrachte seine Jugend in einer russischen Kommune in Kansas. Diese Gemeinde war nicht sehr langlebig, sie löste sich bald auf und es wird erzählt, dass Klatschko 3000 Rinder nach Chicago brachte und von dort aus die International Ladies Garment Workers Union in New York besuchte. Er war ein Aktivist. Die Kommune in Kansas war nach dem Russen Nikolai Tschaikowski benannt. Als Klatschko nach Wien kam, pflegte er eine enge Freundschaft mit der Pollacsek-Familie und er hielt Ausschau nach russischen Menschen, die marxistische Literatur kaufen wollten oder aus welchen Gründen auch immer nach Wien

gekommen waren. Mein Vater erzählte mir, und das habe ich niemals vergessen, dass diese Männer nicht nur bei ihm einen starken Eindruck hinterlassen haben, sondern auch bei seinem Cousin Irvin Szabo, der eine wichtige Rolle in den intellektuellen Kreisen Ungarns spielte; er war auch eine Art anarchistischer Sozialist. Manche von ihnen hatten keine Schuhe, sondern stattdessen ihre Füße in Zeitungspapier eingewickelt. Mein Vater war enorm beeindruckt von ihrem Heldenmut und ihrer Courage. Alles in allem hatte mein Vater einen ... ich wollte sagen „romantischen“, aber in jedem Fall einen Riesenrespekt vor diesen Revolutionären – und insbesondere vor Bakunin, der, wie ich vermute, die größte Persönlichkeit von ihnen allen war. Ein Mann, der aus allen Gefängnissen Europas ausgebrochen ist.

Die Sympathie für Sozialrevolutionäre hielt zeit seines Lebens an, was in Teilen die Ambivalenz erklärt, die er gegenüber Bolschewiken verspürte.

Polanyi Levitt: Ja, die Sympathie hielt zeit seines Lebens an. Sie erklärt seine antagonistische Beziehung zu den russischen Sozialdemokraten, denen jene angehörten, die letztendlich zur Mehrheitsfraktion der Bolschewiki wurden.



*Mein Vater
hatte einen
Riesenrespekt
vor exilierten
russischen
anarchistischen
Revolutionären,
vor allem aber
vor Michail
Bakunin*

KARI
POLANYI LEVITT

Ihr Vater war bereits als Student politisch aktiv, richtig?

Polanyi Levitt: Ja, er war Gründungspräsident einer studentischen Bewegung, die unter dem Namen Galileo Circle bekannt war und deren Zeitschrift *Szabad Gondolat* hieß, was so viel bedeutet wie „Freier Gedanke“. Die Zeitschrift stellte sich gegen die Monarchie, die Aristokratie und gegen das österreichisch-ungarische Kaiserreich. Es war keine sozialistische Bewegung, obwohl viele der Beteiligten Sozialisten waren, und die Bewegung inkludierte junge Leute aus den Gymnasien ebenso wie aus den Universitäten. Ich habe gelesen, dass bis zu 2000 Alphabetisierungskurse pro Jahr abgehalten wurden. Die zentrale Aufgabe war also Bildung.

Und dann kam der Erste Weltkrieg.

Polanyi Levitt: Mein Vater war Kavallerieoffizier an der russischen Front. Die Situation war entsetzlich. Es war für die österreichisch-ungarischen und die russischen Truppen in gleichem Maße schrecklich. Er infizierte sich mit Typhus, eine furchtbare Krankheit. Er erzählte mir einmal, er dachte er würde sterben, als sein Pferd stolperte und ihn unter sich begrub, doch er erwachte in einem Militärkrankenhaus in Budapest.

Und am Ende des Krieges kam es zur Ungarischen Revolution.

Polanyi Levitt: Die Ungarische Revolution von 1918 beendete den Krieg und resultierte im Herbst desselben Jahres in der Gründung der Ersten Republik mit Graf Karolyi als erstem Ministerpräsidenten. Das ist der Grund, warum sie üblicherweise als Herbst- oder Herbstrosenrevolution bezeichnet wird – nach Blumen, die den Herbst kennzeichnen. Darauf folgte dann die kurze Räterepublik, die im August 1919 endete, als sie in einer Gegenrevolution niedergeschlagen wurde und zahlreiche ungarische Intellektuelle, Aktivisten, Kommunisten, Sozialisten und Liberale zur Flucht ins Exil nach Wien zwang. Einschließlich meines Vaters.

Also, Ihr Vater verließ Ungarn vor dem Ende der Revolution, richtig?

Polanyi Levitt: Ja, er verließ Ungarn vor dem Ende der Revolution.

Wie schätzte er die Ungarische Revolution ein?

Polanyi Levitt: Seine Haltung war ambivalent, so wie die vieler anderer auch. Ich denke, ursprünglich begrüßten die meisten die Bildung von Räten im ganzen Land. Aber als die Räte eine vollständige Nationalisierung der Wirtschaft beschlossen, ich denke, das war der Moment, in dem er ahnte, dass das Ganze ein böses Ende nehmen wird, was in der Realität dann auch geschah.

Die Anführer der Ungarischen Kommunistischen Partei flohen also von Budapest nach Wien?

Polanyi Levitt: Ja, die Kommunistische Partei hatte im Exil zwei Anführer, Béla Kun und Georg Lukács. Es bestand eine gewisse Rivalität zwischen den beiden. Hier gibt es eine lustige Geschichte über meine Mutter, die das Jahr 1919 in Moskau verbrachte, wo sie – aufgrund ihrer sprachlichen Ausbildung und Fähigkeiten – in einem Büro mit Karl Radek arbeitete und das Treffen der Zweiten Kommunistischen Internationalen organisierte. Als sie nach Wien zurückkehrte

Fortsetzung nächste Seite

Fortsetzung von Seite 19

te, bekam sie die Aufgabe, finanzielle Unterstützung an die ungarischen Kommunisten zu überbringen, und zwar in Form eines Diamanten, der in einer Tube Zahnpasta versteckt war. Das Interessante daran war, dass sie diese an Lukács liefern sollte, da er als Sohn eines Bankers wohl als zuverlässiger eingeschätzt wurde als Kun.

Zu diesem Zeitpunkt kannten sich Ihre Mutter und Ihr Vater noch nicht, sie lernten sich erst im darauffolgenden Jahr, 1920, in Wien kennen. Ist das richtig?

Polanyi Levitt: Es war ein schicksalhaftes Treffen – in einer Villa, die von Wiener Unterstützern für ungarische Kommunisten und andere linke Emigranten zur Verfügung gestellt wurde. Als Liebling dieser Gruppe von jungen Männern, hatte – meiner Mutter zufolge – niemand damit gerechnet, dass sie sich von einem Mann angezogen fühlen könnte, der zehn Jahre älter war als sie, einem Mann, dessen Leben so erschien, als würde es bereits hinter ihm liegen, der deprimiert war und in einer Ecke Notizen kritzelt ...

Die beiden waren sehr unterschiedliche Charaktere. Die eine mehr Aktivistin, die andere mehr Intellektueller, die eine verbrachte ihre Zeit in den Schützengräben, der andere im Studierzimmer.

Polanyi Levitt: Ja und nein. Wissen Sie, wo auch immer mein Vater lebte, er war stets involviert in die Dinge, die dort vor sich gingen. Er schrieb Artikel für die Öffentlichkeit, für alle, die es interessierte, was er zu sagen hatte – er veröffentlichte überall, wo seine Texte publiziert werden würden. So war es in Ungarn, in Wien und auch in England. Er beschäftigte sich also wahrlich mit der Gegenwart. Er war ein Intellektueller, ja, aber keiner mit einer Obsession, die er pflegte, mit keiner immer gleichen Idee, die er von Ort zu Ort mit sich trug. Nein, nein. Nein, das überhaupt nicht. Meine Mutter begann ihren Aktivismus tatsächlich mit einer profilierten Beteiligung als herausragende junge Frau in der Ungarischen Revolution; in einem gewissen Sinne gab es nichts Vergleichbares in ihrem restlichen Leben. Und es umgab sie eine gewisse Traurigkeit. Wissen Sie, wenn man in sehr jungem Alter das erreicht, was man wirklich anstrebt – was in ihrem Falle hieß, eine offensichtlich wichtige Rolle in der Geschichte und der kommunistischen sozialistischen Bewegung zu spielen – was auch immer man dann für den Rest des Lebens tut, es kann diesem Erfolg nicht das Wasser reichen.

Beide hatten also ihre traurigen Erfahrungen, aber dann, 1923, passierte etwas sehr Besonderes. Sie wurden geboren! Und Ihre Eltern waren verjüngt (rejuvenated).

Polanyi Levitt: Ja, meinem Vater zufolge half ihm meine Geburt aus der Depression, was, wie alle solche Dinge, eine sehr private Erfahrung war. Nichtsdestoweniger schrieb er sehr viel darüber. Er schrieb darüber, was – seines Erachtens nach – die Verantwortung seiner Generation war, aufgrund all der schrecklichen Dinge, die passiert waren, insbesondere der schreckliche und sinnlose Krieg. Er schrieb viel über den Ersten Weltkrieg, darüber, wie wenig dieser Krieg wirklich veränderte. Es war, meinem Vater zufolge, niemals richtig klar, worum es dabei wirklich ging. Es war nichts als ein schreck-

liches Massaker. Eine menschliche Katastrophe. Und er sah darin die Verantwortung seiner Generation. Und dieses Gefühl der Verantwortung, die soziale Verantwortung für den Zustand der Welt, den Zustand des Landes – ich frage mich, ob das ein Kennzeichen dieser Generation war und ob dieses Gefühl der Verantwortung heute verschwunden ist. Gibt es immer noch Menschen – Intellektuelle inkludiert –, die ein Verantwortungsgefühl unserer Gesellschaft gegenüber haben, in der Weise wie mein Vater und viele seiner Generation es hatten?

Es war mit Sicherheit und aus unterschiedlichen Gründen eine sehr besondere Generation. Einer der Gründe war das Rote Wien, der sozialistische Wiederaufbau Wiens von 1918 bis 1933 – eine Zeit, die Ihr Vater in Wien verbrachte.

Polanyi Levitt: Ja, das Rote Wien war eine herausragende Episode in der Geschichte – ein bemerkenswertes Experiment städtischen Sozialismus. Es war tatsächlich eine Situation, in der Arbeiter und Arbeiterinnen sozial privilegiert waren – hinsichtlich Leistungen und dem wunderbaren sozialen Wohnbau; der Karl-Marx-Hof ist natürlich das herausragendste Beispiel. Aber es war nicht nur das. Die Atmosphäre und das kulturelle Niveau waren außergewöhnlich, gekennzeichnet durch den Umstand, dass jemand wie Karl Polanyi, der keinen Status hatte und an keiner Universität angestellt war, öffentliche Vorträge zu Sozialismus und anderen Themen abhielt. Er hatte die Möglichkeit, in einem einschlägigen Wirtschaftsjournal das marktorientierte Denken von Ludwig von Mises herauszufordern. Mises reagierte darauf und mein Vater antwortete. Es gab außerhalb der Universität, in der Gesellschaft ein intellektuelles Leben.

Woran können Sie sich aus dieser Zeit erinnern?

Polanyi Levitt: Ich war ein Kind, aber ich erinnere mich an wunderbare Sommercamps an den wunderschönsten Seen in Salzburg, die von der sozialistischen Bewegung organisiert wurden. Die Leute kamen aus der ganzen Welt, um das Rote Wien zu sehen, als Beispiel für moderne Stadtplanung in ihrer besten Form. Obwohl meine Eltern keine starke Zuneigung zur Sozialdemokratie hatten, räumten sie später ein, dass diese Jahre im Roten Wien bemerkenswert und wertvoll waren. Es war das einzige Mal, dass ich meine Mutter etwas Lobenswertes über die Sozialdemokratie sagen hörte. Mein Vater war gegenüber der Sozialdemokratie auch kein großer Enthusiast.

1922 schrieb Ihr Vater seinen berühmten Artikel zu sozialistischer Kalkulation, was in gewissem Sinne eine Lobeshymne auf eine andere Vision des Sozialismus ist – nämlich auf den Gildensozialismus – der auch vom Wiener Städtesozialismus/Kommunalsozialismus (municipal socialism) geprägt war.

Polanyi Levitt: Na ja, zu dieser Zeit gab es kein Land auf der ganzen Welt, das ein sozialistisches Wirtschaftssystem hatte. Russland trat gerade aus einem brutalen Bürgerkrieg hervor, es gab also intellektuelle Debatten über die Möglichkeit, eine sozialistische nationale Wirtschaft zu organisieren. Mises gab den Startschuss. Er war es, der den Artikel schrieb, demzufolge dies nicht möglich war – denn ohne einen Markt, der die Preise vorgibt, gibt es keinen rationalen Weg, Ressourcen zu verteilen. Ich bin mir sicher, dass die meisten Ökonominnen

und Ökonomen mit diesem Argument vertraut sind. Und dann hat Polanyi dies mit dem Konzept des „associational cooperative socialism“ herausgefordert, das teilweise auf Überlegungen von Otto Bauer und G.D.H. Cole basiert.

Wie sah Ihr Vater die Russische Revolution von 1917 während seiner Zeit in Wien?

Polanyi Levitt: Na ja, zunächst muss festgehalten werden, dass die Russische Revolution 1917 – die Februarrevolution – den Krieg beendete. Seiner Ansicht nach war das wundervoll, denn, wie beinahe jeder in Ungarn, wollte auch er, dass der Krieg endet. Der Krieg wurde sehr missbilligt und durch die Revolution wurde er beendet. Die anfängliche Revolution war sehr willkommen, denke ich.

Wie war das mit der Oktoberrevolution?

Polanyi Levitt: Für Polanyi waren beide, die Februar- und die Oktoberrevolution, bürgerliche Revolutionen. Das waren die letzten Wellen der Französischen Revolution, die Europa durchquert hatten – und die letztendlich auch das rückständigste Land erreicht hatte: Russland. So sah es mein Vater.

Die wahre Revolution kommt später mit den Bewegungen mehr in Richtung Kollektivierung und Fünfjahrespläne?

Polanyi Levitt: Ja. Ich denke, er würde sagen, dass der Sozialismus erst mit dem Fünfjahresplan nach 1928 oder 1929 kam. Zuvor war Russland ein überwiegend bäuerliches Land. Kürzlich ist ein interessanter Artikel, den Polanyi 1940 verfasst hatte, ans Tageslicht gekommen, in dem er über Russlands internes Dilemma spricht. Vereinfacht gesagt: Die Arbeiterklasse, die die Basis der Kommunistischen Partei war, kontrollierte die Städte und war von den Bauern abhängig, die die Lebensmittelversorgung im ländlichen Bereich kontrollierten. Aber dann gab es auch noch ein externes Dilemma: Es war für russische Bauern nicht möglich, ihr Getreide – der wesentliche Exportrohstoff Russlands zu dieser Zeit – zu exportieren, da die internationalen Märkte in der Großen Depression zusammengebrochen waren. Dies hat zu der Entscheidung beigetragen, die beschleunigte Industrialisierung der rückständigsten Staaten Europas zu übernehmen, und zwar als sozialistisches Projekt der Verstaatlichung – nicht nur der Industrie, sondern auch der Landwirtschaft.

Nun, dies ist doch bereits paradox, nicht wahr? Denn bisher sprach Polanyi unterstützend über die sozialen Revolutionären und die Idee einer partizipativen Demokratie (participatory democracy), aber jetzt wirkt es, als würde er den Stalinismus befürworten.

Polanyi Levitt: Ja. Aber, wie es auch viele andere herausgestrichen haben, das Leben meines Vaters war sehr kontextgebunden. Und genau das, was diese Perspektive so attraktiv macht – und manchmal auch widersprüchlich –, ist, dass sie sozusagen nicht von einem singulären Prinzip ausgeht. Sie geht von Situationen und deren Möglichkeiten aus. Das ist die erste Polarität: Realität und Freiheit – was ist die reale Situation und was sind die Möglichkeiten, die Russland zu dieser Zeit hatte? Da passiert eine Revolution, angeführt von einer proletarischen Partei, während die Bauern nicht verstaatlicht werden wollten – sie wollten



das Land besitzen. Und das taten sie auch. Sie hatten große Macht, da sie die Lebensmittelversorgung kontrollierten. Und dann gab es noch eine international spezifische Situation, den darauffolgenden Faschismus der 1930er-Jahre. Erst in England war mein Vater Befürworter der Sowjetunion, und das ist im Kontext des drohenden Konflikts mit der deutschen Expansionspolitik und dem Nationalsozialismus zu sehen.

Dein Vater hat Wien dann 1933 verlassen.

Polanyi Levitt: Ja, er verließ Wien aufgrund des drohenden Faschismus. Es gab eine Entscheidung des Redaktionskomitees der berühmten Zeitschrift *Der Österreichische Volkswirt* – bei der mein Vater zu diesem Zeitpunkt einer der Herausgeber war –, dass Polanyi nach England gehen sollte, da die politische Situation unsicher war. Sein Englisch war exzellent und er hatte gute Kontakte. Also ging er 1933 nach England. Er veröffentlichte weiterhin Artikel aus England, bis die Zeitschrift 1938 eingestellt wurde. Wir gingen nicht als Familie nach England. Mein Vater ging 1933, ich wurde 1934 nach England geschickt, wo ich mit sehr engen Freunden lebte, Donald und Irene Grant, die wir aus Wien gut kannten. Sie waren christliche Sozialisten, die für die christliche Studentenbewegung (Student Christian Movement of Britain, Anm.) in Großbritannien arbeiteten und verarmten Nachkriegsösterreichern Hilfe anboten. So lernten wir sie kennen und ich lebte bei ihnen. Meine Mutter folgte uns 1936, zwei Jahre später.

Kommen wir zu Ihrem Vater zurück, der jetzt in England war. Was tat er dort?

Polanyi Levitt: Als er 1933 ankam, hatte er keine fixe Anstellung. Sein Unterstützungsstystem vor Ort waren Betty und John MacMurray und die Grant-Familie, die Mitglieder der sogenannten Christlichen Linken waren. Sie waren christliche Sozialisten. Es gab auch Kommunisten und religiöse Anführer, die meisten Protestanten. Mein Vater schrieb einen wichtigen Essay über das Wesen des Faschis-

Gern spricht Kari Polanyi Levitt über die Zeit im Roten Wien. Die Fotos vom August 2015 zeigen die Enthüllung der Gedenktafel für Kari Polanyi am ehemaligen Wohnhaus in der Vorgartenstraße im zweiten Bezirk

FOTOS: JULIA FUCHS

Das Gespräch wurde auf der Konferenz „A Great Transformation? Global Perspectives on Contemporary Capitalism“ (10.–13.1.2017, Johannes-Kepler-Universität Linz) geführt und ist im englischen Original veröffentlicht in: Global Dialogue GD 7.4 <http://globaldialogue.isa-sociology.org/shaping-the-great-transformation-a-conversation-with-kari-polanyi-levitt/> Übersetzung aus dem Englischen: Johanna Grubner, JKU Linz und Global Dialogue

mus als Angriff auf christliche Werte, der in einem Buch erschien, das er mitherausgab, „Christianity and the Social Revolution“. Mein Vater leitete außerdem eine Studiengruppe seiner englischen christlichen Freunde, die sich mit den zwei Bänden des Marx'schen Frühwerks auseinandersetzte, unter anderem mit „Die deutsche Ideologie“ und den berühmten Pariser Manuskripten, die gerade 1932 veröffentlicht worden waren. Während er ihnen vorlas, übersetzte er es für sie ins Englische. Er war von diesen Arbeiten sehr begeistert. Ich erinnere mich an seine Zustimmung dazu. Ich nenne das Marx'sche Frühwerk den gemeinsamen Ausgangspunkt von Marx und Polanyi.

So sagt er es in „The Great Transformation“. Was unterrichtete er in England und wie hat England sein Denken beeinflusst?

Polanyi Levitt: Es war erst 1937, als Karl eine Anstellung bei der Workers Education Association (WEA), einer sehr großen und alten Erwachsenenbildungsbewegung, erhielt. In England ist es an das Ruskin College angeschlossen, das Menschen aus der Arbeiterklasse, die keine Universität besuchen konnten, die Möglichkeit bot, weitere Bildung zu erlangen. Mein Vater bekam die Möglichkeit, in den beiden englischen Kleinstädten Kent und Sussex zu unterrichten. Da er bei den Familien übernachtete, lernte er das Leben der Arbeiterklasse hautnah kennen, und er war schockiert über die Lebensbedingungen und, um ehrlich zu sein, das niedrige kulturelle Niveau, das er dort vorfand. Im Vergleich zur Arbeiterklasse in Wien waren sie in England kulturell ärmer, obwohl Österreich – in finanzieller Hinsicht – ein weitaus ärmeres Land war als Großbritannien. Das Fach, das er unterrichten sollte, war englische Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, wovon er so gut wie nichts wusste. Es war eine Zeit des Selbststudiums für ihn. Wenn du die letzten Seiten des Buches „The Great Transformation“ anschaußt, dann siehst du die enorme Bandbreite von Studien, die er unternahm. Es ist ähnlich wie bei Marx' Grundrisse, die interessanterweise auf ähnlichen Autoren aufbauen – Ricardo, Malthus und andere –, die über die frühe Industrielle Revolution schrieben. Meine Mutter schrieb in dem Vorwort zu „The Livelhood of Man“, welches post mortem veröffentlicht wurde, dass Karls unantastbarer Hass auf die Marktgemeinschaft, die Menschen ihrer Menschlichkeit beraubt, in England ihre Wurzeln schlug. So hat sie es beschrieben. Dann hat Polanyi natürlich das Klassensystem in England entdeckt. Es bestand aus Unterschieden im Sprachgebrauch/des Sprechens, und er beschrieb es als vergleichbar mit dem Kastensystem in Indien und *race* in den Vereinigten Staaten.

1940 wurde Karl Polanyi eingeladen, Vorlesungen am Bennington College in den USA zu halten.

Polanyi Levitt: Ja, in Bennington erhielt er ein zweijähriges Stipendium (fellowship) von der Rockefeller Foundation, um „The Great Transformation“ zu schreiben. Er bekam Unterstützung von Benningtons Präsidenten, aber er verstand der Rockefeller Foundation. Und was auch immer er ihnen zum Lesen gab, sie mochten es nicht – sie hatten großen Zweifel an seiner Eignung für eine Universität. Sie meinten, er wäre tatsächlich mehr interessiert – und das ist als Abfuhr zu verstehen – an „ungarischem Recht, college lecturing und Philosophie“. Die Aussage, dass er mehr an Philosophie

interessiert wäre, war eine totale Herabwürdigung. Nichtsdestoweniger verlängerten sie die Förderung. Und am Ende der zwei Jahre – wir befinden uns jetzt im Jahre 1943 – wollte mein Vater unbedingt nach England zurückkehren. Er wollte nicht in den USA bleiben. Er wollte sich an den Nachkriegsplänen für England beteiligen. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Schlacht um Stalingrad dem Krieg eine Wende gegeben; es war abzusehen, dass die Alliierten den Krieg gewinnen würden. Mein Vater ließ die beiden vorletzten Kapitel von „The Great Transformation“ unvollendet. Wenn man genau liest, ist zu erkennen, dass diese beiden Kapitel Spuren von Unvollständigkeit zeigen. Nicht das letzte Kapitel, aber die beiden davor. Ich denke, wenn er in den USA geblieben wäre, um das Buch zu vollenden, wäre der Entwurf seines vorgeschlagenen Buches „Common Man's Masterplan“ in diese beiden Kapitel eingeflossen – zumindest Teile davon. Er ließ den Entwurf bei Kollegen. Es gab viel Streitigkeiten und Disput um diese beiden vorletzten Kapitel.

Er ist dann aber in die USA zurückgekehrt, um an der Columbia University zu unterrichten. Da es Ihrer Mutter aber nicht gestattet war, in den USA zu leben, landeten sie schlussendlich in Kanada.

Polanyi Levitt: Die andere Möglichkeit wäre gewesen, in England zu bleiben, dort hätte mein Vater weiterhin für die WEA arbeiten können. Aber es war klar, dass mein Vater etwas zu sagen hatte. Er hatte ein Buch zu schreiben und auch sonst viel zu tun. Und es war abzusehen, dass er an keiner Universität in England eine Anstellung bekommen würde. Das war eindeutig. Und 1947 kam das Angebot der Columbia. Das ergab sich aufgrund des Buches „The Great Transformation“. Das Vorwort stammte von Robert MacIver von der Columbia University, der in wirtschaftlichen Kreisen für seinen Institutionalismus bekannt ist, welcher – in einem gewissen Sinne – Polanyis Ansatz ähnelt. Dann, in London, wurde Ilona das Einreiseverbot in die USA mitgeteilt, was ein großes Problem darstellte. Mein Vater war sehr, sehr aufgebracht. Er wollte, dass sie die Amerikaner davon überzeugt, ihre Meinung zu ändern, aber das wollte sie nicht. Sie meinte, das sei nicht möglich. Also schlug mein Vater vor, dass sie in Kanada leben könnten, und letztendlich überzeugte er sie davon, dass dies eine praktikable Lösung war. Und meine Mutter richtete am Stadtrand von Toronto in einer ländlichen Umgebung ein wunderschönes kleines Zuhause für sie ein. Das war 1950. Er ist wie ein Student nach New York ge pendelt – er kam zu Weihnachten, Ostern und in den Sommerferien nach Hause. Als er dann 1953 in Pension ging, verbrachte er mehr Zeit in Kanada und seine Studenten und Studentinnen und viele andere besuchten ihn regelmäßig.

Und seine Forschung nahm eine neue Richtung an, er interessierte sich vermehrt für Anthropologie. Aber ich befürchte, das ist eine andere Geschichte für eine andere Unterhaltung. Vielen Dank für diese wunderbare Darstellung von Karl Polanyis Leben, für diesen tiefen Einblick in die außergewöhnliche Vorgeschichte der „Great Transformation“. Ich denke, wir verstehen jetzt besser, wie dieses Buch als Produkt sehr spezifischer Erfahrungen im 20. Jahrhundert gesehen werden kann und warum es auch heute noch von großer Bedeutung ist.

Ilona Duczynska Polanyi, die Frau

Rebellin von Geburt, unbeugsam ein Leben lang

Ilona Duczynska Polanyi (1897–1978) gehörte zu jenen politisch aktiven Frauen, die dank ihrer journalistischen Arbeiten und ihres öffentlichen Engagements Bekanntheit genossen. Dennoch verbleibt sie in der heutigen Rezeption oftmals im Schatten ihres zweiten Ehemanns, Karl Polanyi, für dessen Arbeiten sich in den letzten Jahren vermehrt die Soziologie, die Ökonomie und die Geschichtswissenschaft interessieren. Duczynska war nicht nur Revolutionärin und Widerstandskämpferin, sondern eine engagierte Publizistin und Historikerin, die sich zeit ihres Lebens mit der Frage auseinandergesetzt hat, wie eine freie sozialistische Gesellschaft erreicht werden kann, ohne sich dabei selbst durch Diktatur und Gewalt zu korrumpern.

Angesichts des Gedenkjahres 2018, in dem wir an das Revolutionsjahr 1848 ebenso erinnern wie an die Gründung der Ersten Republik, den sogenannten Anschluss an das nationalsozialistische Deutsche Reich sowie den gesellschaftspolitischen Aufwind von 1968, ist es an der Zeit, ihr Leben und Werk ins Gedächtnis zu rufen.

Geboren 1897 in Maria Enzersdorf, wuchs Duczynska in Wien und auf dem Landgut ihrer Familie in Magyargencs*, Ungarn, auf. Sie stammte aus einer verarmten großbürgerlichen und adeligen Familie – die Mutter ungarische Gutsbesitzerstochter, der Vater polnischer „aristokratischer Anarchist“, wie sie ihn einmal nannte.

Beide Seiten konnten revolutionäre Vorfahren vorweisen: Väterlicherseits waren diese angeblich am polnischen Aufstand von 1830/31 gegen den russischen Zaren beteiligt, mütterlicherseits an den ungarischen Befreiungskriegen und der Revolution von 1848/49. Die junge Ilona Duczynska nahm dieses rebellische Erbe ernst, sog Autoren wie Georg Büchner oder August Bebel in sich auf und musste prompt 1914 aufgrund ihrer Antikriegseinstellungen die Schule verlassen, ein Internat im bayerischen Fulda.

1915 legte sie die Matura als Privatin ab und schrieb sich an der Technischen Hochschule in Zürich ein. Zürich war im Ersten Weltkrieg ein wichtiger Knotenpunkt von sozialistischem und friedensbewegtem Aktivismus. Die Studentin kam dort mit so zentralen Protagonistinnen und Protagonisten in Kontakt wie Angelica Balabanova, 1919 Sekretärin der Kommunistischen Internationale, oder dem polnischen Sozialisten Henryk Lauer. Begeistert vom Sozialismus, brach sie in der Sogwirkung der Russischen Revolution 1917 das Studium der Mathematik und Physik ab.

Sie schmuggelte das Zimmerwalder Manifest – ein Grundsatzpapier der europäischen radikalen Linken – über die Grenze

Ilona Duczynska Polanyi, Revolutionärin und Widerstandskämpferin, suchte in Texten und politischen Aktivitäten zeitlebens Sozialismus und Pluralismus, politische Radikalität und Humanismus zu verbinden

PORTRÄT:
VERONIKA
HELFERT

Zur Person

Ilona Duczynska Polanyi (1897–1978) kam während ihres Studiums in Zürich in Kontakt mit sozialistischen Kreisen und wurde 1918 in Budapest wegen Hochverrats verurteilt. 1920 Rückkehr nach Wien, Publikationstätigkeiten, Parteiausschluss aus der KPU, später Mitglied der SDAP (bis 1929), Heirat mit Karl Polanyi. Widerstandstätigkeiten 1934 bis 1936, Emigration nach England, später Kanada. Nach 1945 engagierte sie sich in der ungarischen Linksposition, 1975 Buch „Der demokratische Bolschewik“ über Theodor Körner

* Ungarisch-Gentschdorf, Komitat-Eisenburg

und machte sich auf den Weg über Wien nach Budapest, wo sie ihr Studium fortsetzte und sich in der Antikriegsbewegung engagierte. 1918 wurden sie und ihr erster Ehemann, Tivadar Súgar, verhaftet und in einem aufsehenerregenden Prozess wegen Hochverrats verurteilt. Sie war eine jener prominenten Gefangenen, die in der ungarischen Összirózsás forradalom, der Asternrevolution im Oktober 1918, befreit worden war. Duczynska trat in die ungarische Kommunistische Partei ein und war in der von Béla Kun geführten Räterepublik aktiv. Sie arbeitete zudem eine Zeit lang in Moskau mit dem Kominternfunktionär Karl Radek zusammen. Sie organisierten den Zweiten Weltkongress der Kommunistischen Internationale im Sommer 1920.

Nach ihrer Rückkehr nach Wien wurde sie Anfang der 1920er-Jahre aus der exilierten Kommunistischen Partei Ungarns ausgeschlossen. Mittlerweile hatte sie Karl Polanyi kennengelernt, die beiden traten der Sozialdemokratie bei, sie engagierte sich am linken Rand. Die Tochter Kari wurde geboren, Ilona nahm ihr Studium wieder auf. Das Rote Wien wurde, so Ilona Duczynska in den 1970er-Jahren, zu einem Ersatz ihrer revolutionären Hoffnungen.

1933 schaltete die Regierung Dollfuß das Parlament aus und schränkte kontinuierlich politische Rechte und Freiheiten ein. Karl Polanyi emigrierte nach England, Duczynska blieb in Wien und betätigte sich nach dem Februarauftand 1934 im Untergrund, war nach eigener Aussage in der Schutzbundleitung Wien. Sie folgte ihrer Familie 1936 nach England und arbeitete im Royal Aircraft Establishment. Der Aufenthalt in London war nicht von Dauer. Karl Polanyi wurde nach dem Zweiten Weltkrieg an die Columbia University in New York berufen.

Weil sie Mitglied von kommunistischen Parteien war, durfte sie nicht in die USA einreisen. Sie zog nach Kanada und pendelte in den letzten 20 Jahren ihres Lebens zwischen Pickering (Ontario), Wien und Budapest. Denn auch wenn sie nie wieder dauerhaft zurückkehrte, blieb vor allem Ungarn ihre politische Heimat.

Sie engagierte sich für eine Pluralisierung der ungarischen Gesellschaft, traf sich mit Intellektuellen vor Ort, publizierte Artikel in ungarischen und italienischen Zeitschriften, hielt Vorträge in Österreich, gab Anthologien heraus. Nach dem Tod Karl Polanyis kümmerte sie sich um dessen Lebenswerk und arbeitete an einem eigenen Buch zum Februar 1934, das ihr intellektuelles Vermächtnis werden sollte.

Ilona Duczynskas politische Praxis war von Eigensinnigkeit und Autonomiewillen geprägt, wie auch ihr „Anecken“ an Parteistrukturen zeigt: Sie wurde aus der unga-

rischen Kommunistischen Partei Ungarns ebenso ausgeschlossen wie aus der SDAP und später der KPÖ. Die Heirat mit Karl Polanyi war sicherlich auch ein Grund für die Entfremdung mit der KPU Anfang der 1920er-Jahre. Stärker wog aber ihre Kritik an der Parteidisziplin, die sie in ihrem Artikel „Zum Zerfall der K.P.U.“ in der Zeitung des deutschen Dissidenten Paul Levi, „Unser Weg“, veröffentlicht hatte. Später nannte sie diesen Artikel eine „Kritik am Stalinismus, sozusagen bevor es ihn noch gegeben hat“. Mit sprachlichem Witz und scharfer Zunge beschrieb sie die parteiinternen Machtkämpfe und die von ihr diagnostizierte Fehlentwicklung.

Die leitenden Partefunktionäre würden auf eine „Dialektik des Bösen“ setzen: Die Verbrechen und moralischen Opfer, die im Namen der Revolution verübt worden waren, würden glorifiziert und in etwas Gutes umgedeutet werden. Duczynska, die selber politische Gewalt als politisches Mittel nicht grundsätzlich ablehnte, sah einzig in innerparteilicher Demokratie und gesellschaftlichen Pluralismus einen möglichen Weg in eine sozialistische Zukunft.

In einem Brief Ende der 1940er-Jahre an ihre Tochter Kari Polanyi Levitt hielt sie noch einmal energisch fest: „I am a Hungarian Communist.“ Ihr ungebrochener Enthusiasmus für den Sozialismus, den der englische marxistische Historiker Eric Hobsbawm in seinem Vorwort der englischen Ausgabe ihres Buches über den Bürgerkrieg 1934 hervorgehoben hatte, kennzeichnete ihr Schreiben vor und nach dem Zweiten Weltkrieg. Ihre publizistischen Tätigkeiten waren ein Versuch, eine kritische Öffentlichkeit in Ungarn herzustellen, eine Fortführung ihrer Bestrebungen einer demokratischen sozialistischen Gesellschaft.

In den 1960er- und 70er-Jahren suchte sie auch den Kontakt mit der Generation jener Jungen in Europa, die sich selber in die Tradition der Freiheitskämpfe in den entkolonialisierten Ländern stellten.

Duczynska war in Briefkontakt mit Angehörigen der deutschen Außerparlamentarischen Aktion. 1975 erschien ihre Studie zum Februar 1934 und zu Theodor Körner, dem ebenfalls aus Ungarn stammenden Sozialdemokraten und späteren österreichischen Bundespräsidenten.

Wieder machte sie zwei Dinge in ihrem Buch stark: Angesichts der faschistischen Bedrohung war Gewalt manchmal ein politisch zulässiges, ja notwendiges Mittel.

Allerdings musste die Ausübung von Gewalt mit einer pluralistischen, demokratischen – ja, antihierarchischen – Organisationsweise verbunden werden. Nur mit einem solchen Modell ließe sich die Sphäre der Macht mit jener der Menschlichkeit verbinden.



ILLUSTRATION:
P. M. HOFFMANN

Kari Polanyi Levitt, die Tochter

Von der Entwicklungsökonomin zur Wegbereiterin der Polanyi-Renaissance

Kari Polanyi Levitts Lebenslauf gleicht in einem dem ihres Vaters, für das sie sich nach dessen Tod einsetzte: Ihre wissenschaftliche Ausbildung verband sie immer mit ihrem politischen Engagement

Kari Polanyi Levitt wohnt heute in Kanada, wo sie einen Großteil ihres Lebens verbracht hat. Die 95-Jährige ist die Tochter von Ilona Duczynska (1897–1978) und Karl Polanyi (1886–1964). Wiewohl sie die kanadische Staatsbürgerschaft besitzt, hat ihr langjähriger Kollege Lloyd Best, ein karibischer Entwicklungsforscher, sie als „West Indian from Central Europe“ beschrieben. Tatsächlich ist ihr Werk und ihr Leben nicht zu verstehen ohne ihre österreichische Herkunft und ihr Engagement in der Karibik.

Kari Polanyi wurde 1923 in Wien, der verarmten ehemaligen Metropole Mitteleuropas, geboren. Als einziges Kind von Ilona und Karl war sie gleichzeitig ein Kind des Roten Wien, aufgewachsen in der Vorgartenstraße 203 in der Leopoldstadt, dem zweiten Wiener Gemeindebezirk und einer Hochburg der Sozialdemokratie. Noch heute erinnert sie sich an ihre ersten, glücklichen Lebensjahre, die für sie ebenso prägend waren wie für ihre Eltern. Mit einigen noch lebenden Freunden aus dieser Zeit ist sie bis heute verbunden. Kari genoss die Freiheiten in der Schule und die vielen Freizeitangebote des Roten Wien. Aus dieser Zeit datiert auch ihr erstes politisches Engagement. Im Februar 1934, ihr Vater war schon nach England emigriert, kam es zum kurzen Bürgerkrieg. Die Schulen blieben tagelang geschlossen, und als sie wieder öffneten, waren einige der Lehrer weg. Am ersten Schultag nach dem Bürgerkrieg bekamen alle Kinder einen rot-weiß-roten Anstecker. Unter dem Vorwand, auf die Toilette zu müssen, ging Kari zusammen mit einer Freundin auf den Gang, wo sie die Anstecker einsammelten und in den Abfluss warfen.

Wenige Monate später folgte sie ihrem Vater nach England. Dort schloss sie die Schule ab und begann ihr Ökonomiestudium an der London School of Econo-

PORTRÄT:
ANDREAS NOVY

ILLUSTRATION:
P. M. HOFFMANN

Zur Person

Kari Polanyi Levitt, geboren 1923 in Wien, aufgewachsen in der Leopoldstadt. 1934 Emigration nach England, Studium an der London School of Economics, 1947 ausgewandert nach Kanada, Heirat mit dem Historiker Joseph Levitt; ab 1961 Arbeit an der McGill University Montreal, 1992 emeritiert; Gastprofessuren in der Karibik. Ihr bekanntestes Buch: „Silent Surrender. The Multinational Company in Canada.“ 2019 erscheinen ihre gesammelten Aufsätze auf Deutsch unter dem Titel: „Die Finanzialisierung der Welt: Karl Polanyi und die neoliberalen Transformationen der Weltwirtschaft“

mics. Aufgrund des Krieges übersiedelten die Londoner Universitäten nach Cambridge und Oxford, wo Kari in einem wohl einzigartig kreativen intellektuellen Umfeld studierte. Während britische Ökonomen wie John Maynard Keynes in London die Kriegswirtschaft verwalteten, lebten in Oxford und Cambridge Frauen wie Joan Robinson und eine Vielzahl von freiwillig oder unfreiwillig ausgewanderten Intellektuellen, die weltberühmt waren oder es werden sollten: Nicolas Kaldor, Friedrich Hayek, Wassily Leontief, Ernst Schumacher, Michael Kalecki, um nur einige zu nennen.

Schon früh verband Kari Polanyi ihre wissenschaftliche Ausbildung mit politischem Engagement – in und für Gewerkschaften, der Erwachsenenbildung und für den öffentlichen Dienst. Die erste einflussreiche Studie, an der sie beteiligt war, untersuchte die Effekte des strategischen Bombardements von Zielen der deutschen Kriegswirtschaft durch die Alliierten. Diese von Nicholas Kaldor geleitete Studie kam zum Ergebnis, dass die Luftangriffe zwar wirksam die Bahninfrastruktur zerstörten, aber den starken Anstieg der deutschen Rüstungsproduktion nicht verhindern konnten.

1947 ging sie nach Kanada, wo sie den Historiker Joseph Levitt heiratete, mit dem sie zwei Söhne großzog. 1959 beendete sie ihr Masterstudium an der University of Toronto. Von 1961 an arbeitete sie am Department of Economics der McGill University in Montreal, wo sie 1992 emeritierte. Als Statistikerin ausgebildet, führte sie empirische Forschungen zuerst in Kanada und dann vermehrt in den karibischen Staaten durch. Mehrmals war sie Gastprofessorin in der Karibik, unter anderem an der University of the West Indies. Bis heute flieht sie aus dem kalten Montreal und verbringt einen Gutteil des Winters in Trinidad.

Während des Großteils ihres Berufslebens beschäftigte sich Kari Polanyi Levitt mit Fragen der Entwicklungsökonomie. Welchen Zusammenhang gibt es zwischen der karibischen Plantagenökonomie, Sklaverei und Großgrundbesitz einerseits und dem Reichtum Westeuropas und Nordamerikas andererseits? Ihr Beitrag, zusammen mit Lloyd Best, besteht darin, diese besondere Organisationsform kapitalistischer Produktion vor dem Maschinenzeitalter detailliert zu beschreiben. Ausbeutungskolonien wie diejenigen in der Karibik unterschieden sich nämlich grundlegend von Siedlerkolonien wie denjenigen in Nordamerika. Auch in der Plantagensklaverei, einer komplexen Organisationsform zur Profitmaximierung und Vorläufer der europäischen Industriearbeit, war die Dominanz des Finanzkapitals schon angelegt: Die Händler waren einflussreicher als die Produzenten. Aus der Warte der Nachfahren der Sklaven auf die Weltwirtschaft zu blicken, lenkt zwangsläufig die Aufmerksamkeit auf die Schattenseiten der kapitalistischen Erfolgsgeschichte. Kari Polanyi Levitt denkt den Kapitalismus von seinen Rändern her.

Die Entwicklungsökonomie ist eine Teildisziplin, die sich klar vom vorherrschenden Zugang zu Wirtschaftswissenschaft unterscheidet. Dieser meint, es könne eine einzige ökonomische Universalwissenschaft geben, die für alle Weltregionen und Politikfelder gleichermaßen gelte. Die Entwicklungsökonomie hingegen betont die institutionelle Vielfalt sowie die historische Pfadabhängigkeit von Entwicklung. Eine wesentliche Inspirationsquelle der Entwicklungsökonomie waren zentraleuropäische Intellektuelle wie Albert Hirschman, Alexander Gerschenkron und eben auch Kari Polanyi Levitt. Gemeinsam war ihnen das persönliche Erleben der Ungleichzeitigkeit von Entwicklungsdyna-

Fortsetzung nächste Seite



Fortsetzung von Seite 24

miken an einem Ort. Modernisierung und Rückschrittlichkeit gingen in ihrer zentral- und osteuropäischen Herkunft Hand in Hand. Wesentliche Impulse für die Entwicklungsökonomie gingen auch von Ökonomen der Peripherie aus, von denen Kari Polanyi Levitt den schon verstorbenen Brasilianer Celso Furtado sowie aktuell die Indiaerin Jayati Ghosh von der Jawaharlal Nehru University in New Delhi hervorhebt.

Bekannt geworden ist Kari Polanyi Levitt 1970 durch das mehrfach aufgelegte Buch „Silent Surrender. The Multinational Company in Canada“, in dem sie den Einfluss der US-amerikanischen Direktinvestitionen auf die kanadische Wirtschaft untersuchte. Sie analysierte, wie das Wachstum ausländischer Direktinvestitionen die industrielle Basis des Landes aushöhlte und es vermehrte von Bergbau abhängig machte. Die letzte Welle dieser Abhängigkeit stellt die Fracking-Industrie dar, deren ökologische Folgen heftig diskutiert werden. Weil wirtschaftliche Entwicklung mit politischen Machtverhältnisse verwoben ist, braucht es eine politökonomische Analyse, um diese Zusammenhänge aufzudecken. Es verwundert nicht, dass ihr diese Zugangsweise wiederholt Probleme mit staatlichen Autoritäten und Auftraggebern verursacht hat.

Lange Zeit bestand zwischen Tochter und Vater ein gegenseitiges wohlwollendes Desinteresse an der wissenschaftlichen Arbeit des jeweils anderen: Karl konnte sich gar nicht für Entwicklung einzig als materielle Verbesserung begeistern. „Entwicklung, Kari? Ich weiß nicht, was das ist“, sagte er einmal zu seiner Tochter. Diese wiederum, jung und politisch engagiert, wusste gar nichts anzufangen mit dem Interesse ihres Vaters an alten Kulturen und indigenen Gemeinschaften.

Im Rückblick kommt die spätere Annäherung nicht überraschend. Schon zu Lebzeiten setzte Karl seine Hoffnungen auf eine Erneuerung der humanitären Werte des Westens durch die aufstrebenden Länder Asiens, Afrikas und Lateinamerikas. Für Karis Annäherung an das Denken ihres Vaters war entscheidend, dass sie 1978 nach dem Tod ihrer Mutter das literarische Werk Karl Polanyis übernahm. Erst mit dieser neuen Aufgabe als Erb- und Nachlassverwalterin begann sie sich intensiver mit dem Werk ihres Vaters zu beschäftigen. Nun entdeckte sie die vielfältigen Gemeinsamkeiten ihrer beiden Kritik an der vorherrschenden ökonomischen Theorie und einer kapitalistischen Marktwirtschaft, die die Lebensgrundlagen der Menschheit gefährdet. 1988 wurde sie Mitbegründerin des Karl Polanyi Institute of Political Economy an der Concordia-Universität in Montreal. Dieses von Marguerite Mendell geleitete Institut verwaltet heute das Archivmaterial von Karl Polanyi. In der Folge organisierte sie diverse Polanyi-Konferenzen, die sicherlich auch zur zunehmenden Bekanntheit und Beliebtheit ihres Vaters beigetragen haben.

Kari Polanyi Levitt beschreibt ihren Vater folgendermaßen: „Niemals doktrinär ... Obwohl kein Marxist, war er noch weniger ein Sozialdemokrat. Obwohl ein Humanist, war er zutiefst ein Realist.“ Ich meine, das Gleiche gilt für auch für sie. Deshalb hat sie, eine nicht-doktrinäre Sozialistin, auch eine klare Meinung, wenn es um die Interpretation des Werkes ihres Vaters geht. Sie kritisiert eine „weiche“ Interpretation, wonach Karl Polanyi als institutioneller Öko-



Wie ihr Vater Karl setzt Kari Polanyi Levitt Hoffnungen in die Erneuerung humanitärer Werte durch aufstrebende Länder Asiens, Afrikas und Lateinamerikas

nom eine notwendige Pendelbewegung von mehr und weniger Staatsintervention behauptet hätte. Auf Sozialstaat folge Marktfundamentalismus, danach hoffentlich erneut ein solidarisches Sozialmodell.

Besonders harsch fällt ihr Urteil aus, wenn die skandinavische Sozialdemokratie als Vorbild Polanyis zitiert wird. Der schwedische Wohlfahrtsstaat wie auch die anderen sozialstaatlichen Modelle nach dem Zweiten Weltkrieg interessierten Karl gar nicht. Man mag spekulieren, warum. Ein wichtiger Grund für sein Schweigen in der Öffentlichkeit war sicherlich die Selbstzensur während der McCarthy-Ära. Aber vermutlich auch der Umstand, dass die Nachkriegssozialdemokratie kulturell immer angepasster, materialistischer und massenkonsumfixierter wurde und auf Bildungsarbeit zunehmend verzichtete. Kari Polanyi Levitt ist daher mit ihrer Mutter der Überzeugung, ihrem Vater würde eine „harte“ Interpretation mehr gerecht. Dieser folgend sind kapitalistische Marktwirtschaften grundsätzlich instabil, weil diese mächtige Gegenbewegungen hervorruft. Erstmals in der Menschheitsgeschichte funktioniert im Kapitalismus die Wirtschaft nach eigenen Gesetzmäßigkeiten, unabhängig von Gesellschaft und Natur.

Doch zwischen Kapitalismus mit seiner Eigenlogik und Demokratie und der Teilhabe aller gibt es eine unauflösliche Span-

nung. Konflikte sind unvermeidbar. Gegenbewegungen setzen Dynamiken in Gang, die zu systemischen Veränderungen führen können. Entweder, indem sie die kapitalistische Eigenlogik oder die demokratische Selbstbestimmung untergraben. In der Wirtschaftswissenschaft populär gemacht hat diese These Dani Rodrik mit seinem Globalisierungs-Trilemma. Demnach ist es nicht möglich, Demokratie und nationale Selbstbestimmung mit Hyperglobalisierung zu verbinden. Die Dominanz der Hyperglobalisierung höhle entweder Demokratie oder nationale Selbstbestimmung aus. Wünschenswert wäre, gemäß Rodrik und Kari Polanyi Levitt, der Rückbau der wirtschaftlichen Globalisierung auf eine Weise, die an die Bretton-Woods-Ordnung nach dem Zweiten Weltkrieg anschließt: Eingeschränkte internationale Finanzmärkte bei gleichzeitiger Förderung von Welthandel, solange dies von allen Beteiligten unterstützt wird.

Ihr schwindendes Sehvermögen erschwert es Kari Polanyi Levitt, ihre neuen Einsichten zu systematisieren. Doch 2013 erschien das Buch „From the Great Transformation to the Great Financialization“, in dem Aufsätze der letzten 20 Jahre zu finden sind. Die spanische Übersetzung mit einem Vorwort von Dani Rodrik erscheint demnächst in Mexiko. Die deutsche Übersetzung erscheint 2019 im Beltz-Verlag als „Die Finanzialisierung der Welt: Karl Polanyi und die neoliberalen Transformationen der Weltwirtschaft“, herausgegeben von Andreas Novy, Claus Thomasberger und Michael Brie. In diesem Buch ist ihr die Kritik der überzogenen Hoffnungen in eine neue Epoche der Globalisierung ein besonderes Anliegen. Ganz wie ihr Vater hält sie daran fest, dass nationale Souveränität, insbesondere in den Nationalstaaten des Globalen Südens, eine Voraussetzung und kein Hindernis für internationale Solidarität ist. Nur demokratische Staaten, nicht Zivilgesellschaft oder globale Regelwerke allein, so ihre Meinung, können transnationalen Unternehmen Grenzen setzen. Regionale Planung sei demnach, ganz ihrem Vater folgend, die Alternative zu einem universellen Kapitalismus.

In den letzten Jahren ist Kari zu ihren Wiener Wurzeln zurückgekehrt. Am Department für Soziökonomie der Wirtschaftsuniversität Wien hat sie einen Zugang zu Ökonomie gefunden, der ihrem und dem ihres Vaters sehr nahesteht. Doch besonders gefreut hat sie das Interesse der Stadt Wien an ihr und ihrem Vater. So hat die Magistratsabteilung 23, zuständig für Wirtschaft, Arbeit und Statistik, ihren Seminarraum im Wiener Ernst-Happel-Stadion nach Kari Polanyi Levitt benannt. Und am 7. Mai 2018 hat Stadträtin Renate Brauner in der Österreichischen Nationalbank Kari Polanyi Levitt das Goldene Ehrenzeichen der Stadt Wien überreicht.

Kari Polanyi Levitt war es auch, die den Anstoß zur Gründung einer internationalen Gesellschaft gegeben hat, die die weltweiten Bemühungen unterstützt, das Denken Karl Polanyis zu nutzen, um die grundlegenden Veränderungen, die in diesem 21. Jahrhundert stattfinden werden, zu verstehen und zu friedlichen, solidarischen und humanitären Lösungen beizutragen. Seit dem 8. Mai 2018 ist sie Ehrenpräsidentin der neu gegründeten International Karl Polanyi Society.

ILLUSTRATION:
P. M. HOFFMANN

Michael Polanyi, der Bruder

Von der physikalischen Chemie zur Philosophie des Wissens

Er studierte und lehrte Naturwissenschaft, wurde aber als Sozialwissenschaftler weltberühmt. Karl Polanyis Bruder Michael, politisch liberaler als dieser, entdeckte das Prinzip des „stillschweigenden Wissens“

Michael Polanyi ist der jüngere Bruder von Karl. Er ist heute in Wissenschaftskreisen ebenfalls sehr bekannt, allerdings in etwas anderen wissenschaftlichen „communities“ als sein Bruder. Michael Polanyi war sowohl in der Naturwissenschaft als auch in der Sozial- und Geisteswissenschaft stark verankert, wobei sich sein Schwerpunkt im Lauf seines Lebens von der Ersteren zu den Letzteren verschob. Bekannt ist er in der Sozialwissenschaft heute insbesondere mit seinem Konzept des „tacit knowledge“ oder des „impliziten Wissens“, das eine der Grundlagen der heutigen Ansätze zur Wissensgesellschaft, zu Innovation, evolutionärer Ökonomie sowie auch zum Wissensmanagement darstellt (siehe unten). Wie hat sich dieser Wandel im Fall von Michael Polanyi vollzogen? Und wie hat sich seine Beziehung zu seinem älteren Bruder Karl in dieser Zeit verändert?

Michael Polanyi wurde 1891 als fünftes Kind einer liberalen jüdischen Familie in Budapest geboren. Er studierte hier zunächst Medizin und schloss das Studium 1913 ab. Nach einem Einsatz als Sanitätsoffizier im Ersten Weltkrieg nahm er das Studium der Chemie an der TH Karlsruhe auf. Er promovierte 1919 in physikalischer Chemie in Budapest. In Karlsruhe lernte er seine Frau Magda Elizabeth Kemény kennen, die ebenfalls Chemikerin war und mit der er zwei Söhne hatte. Sein jüngerer Sohn John wurde wie sein Vater ein berühmter Chemiker und erhielt 1986 sogar den Nobelpreis für Chemie. 1920 ging Michael Polanyi nach Berlin, wo er die Leitung einer Abteilung des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Faserstoffchemie übernahm. Er erarbeitete dort die mathematischen Grundlagen für die Analyse von Faserstrebildern und erforschte die plastische Verformbarkeit von Kristallen. 1933 nahm er, nicht zuletzt aufgrund

PORTRÄT:
FRANZ TÖDLING

der zunehmenden Judenverfolgung in Nazi-Deutschland, einen Ruf auf den Lehrstuhl für physikalische Chemie in Manchester an, den er bis 1948 innehatte.

In den 1940er-Jahren schlug Michael Polanyi eine zweite wissenschaftliche Karriere ein. Er widmete sich mehr und mehr der Sozialwissenschaft und der Philosophie, wobei ihn insbesondere das Phänomen des (wissenschaftlichen) Wissens, sein Wesen und seine Entstehung interessierten. Als Fundament des Forschens betrachtete er

die Kraft des unabhängigen Denkens und das Motiv der Wahrheitssuche, wie er 1946 in seinem Werk „Science, Faith and Society“ darlegte. Für diese Forschungen wurde ihm in Manchester im Jahr 1948 ein eigener Lehrstuhl für Sozialwissenschaften eingerichtet. Er wurde von allen Lehrverpflichtungen freigestellt, was ihm erlaubte, sein philosophisches Hauptwerk „Personal Knowledge“ (1958) zu entwickeln. Er hielt auch eine Position als Senior Research Fellow am Merton College in Oxford und absolvierte in den 1960er-Jahren mehrere Vortragsreihen in den USA, unter anderem an der Yale University, bei denen er jeweils auf eine hohe Resonanz stieß. In überarbeiteter Form wurden diese Vorlesungen 1966 als „The Tacit Dimension“ herausgegeben. Weitere zentrale Aufsätze Polanyis erschienen 1969 unter dem Titel „Knowing and Being“. 1975 wurde seine letzte Monografie „Meaning“ veröffentlicht (zusammen mit H. Prosch), die Polanyis Vorlesungen an den Universitäten von Texas und Chicago von 1969 bis 1971 enthält.

„We know more than we can tell“

Im Vorwort seines philosophischen Hauptwerks „Personal Knowledge“ von 1958 nennt er die Intention dieses Werks mit den Worten „This is primarily an enquiry into the nature and justification of scientific knowledge“. Es ging ihm also um das Wesen und die Begründung des wissenschaftlichen Wissens. Diese Untersuchungen förderten für ihn die Bedeutung eines „vorwissenschaftlichen Wissens“ zu Tage. Ein großer Teil seiner Arbeit besteht nun darin, dieses schon vorhandene vorwissenschaftliche Wissen, das er „personal knowledge“ nennt, sichtbar zu machen. Diese Untersuchung führt ihn bald aus dem wissenschaftlichen Bereich hinaus

Fortsetzung nächste Seite



Fortsetzung von Seite 27

in andere Bereiche des menschlichen Denkens, in Politik, Kunst und Religion und in den Bereich unseres alltäglichen Wissens und Könnens.

Die wissenschaftliche Wahrheit ist für Michael Polanyi im integrierten und kohärenzten Gesamtbild zu finden, nicht in seinen einzelnen Teilen: „My own theory of scientific knowledge is, (...) that science is an extension of perception. It is a kind of integration of parts to wholes, as Gestalt psychology has described, but in contrast to Gestalt, which is a mere equilibration of certain pieces to form a coherent shape, it is the outcome of deliberate integration revealing a hitherto hidden real entity“. Wissenschaft beruht für ihn somit grundlegend auf einer Ausdehnung der Wahrnehmung (perception), da eine Wahrnehmung ohne Vorwissen keine Einordnung in ein größeres Gesamtbild zulässt. So ist das gesicherte Erkennen eines Krankheitsbildes auf einem Röntgenbild nur auf der Basis des Vorwissens eines erfahrenen Arztes möglich. Der Bezug auf eine solche Wahrheit, die der Forscher auf der Basis seines Vorwissens und des wissenschaftlichen Wissens finden kann, stellt ihn in einen gewissen Gegensatz sowohl zum kritischen Positivismus von Popper, der meint, dass man sich durch die Falsifizierung von Hypothesen der Wahrheit nur annähern, sie aber nicht endgültig finden kann, als auch zum Werk von Thomas Kuhn, dem zufolge sich die Forschung und die jeweiligen Theorien innerhalb von vorherrschenden Paradigmen bewegen, die einander periodisch ablösen. Während bei Kuhn somit die historische und soziale Bedingtheit des so konstruierten Wissens betont wird und nicht die wissenschaftliche Wahrheitsfindung selbst, geht es Michael Polanyi unter Einbeziehung der Person des Forschers in den Erkenntnisprozess sehr wohl um eine solche Wahrheitsfindung.

Zentrale Thesen aus heutiger Sicht

Was sind nun zentrale Aussagen von Michael Polanyi zur Philosophie des (wissenschaftlichen) Wissens aus heutiger Sicht?

• Wie bereits erwähnt, prägt das Vorwissen einer Person oder eines Forschers, also dessen „personal knowledge“, den Erkenntnisprozess. Das bedeutet, dass all das, was solche Personen über ein bestimmtes Problemgebiet bereits wissen, einen Einfluss darauf hat, welches Grundverständnis sie zu einem aktuellen Problem haben und wie der weitere Erkenntnisprozess abläuft. Polanyi vermeidet in diesem Zusammenhang allerdings die Einordnung eines solchen Wissens in die Kategorien subjektiv und objektiv, da seiner Ansicht nach auch die auf „personal knowledge“ beruhenden Erkenntnisse nicht nur subjektiv sind, sondern auf objektiven Tatsachen und Fakten beruhen können.

• Nur ein Teil des Wissens kann kodifiziert, also aufgezeichnet werden. Dieser Teil wird auch als „explizites Wissen“ bezeichnet. Ein zweiter Teil bleibt immer „tacit“, quasi als „stilles“ oder „implizites“ Erfahrungswissen der involvierten Personen. M. Polanyi hat das mit dem Satz „We know more than we can tell“ beschrieben. Die Grenzen zwischen dem expliziten und dem impliziten Wissen sind allerdings nicht fix, sondern veränderbar. So kann Erfahrungswissen durch entsprechende Bemühungen und Aufwendungen kodifiziert werden, etwa durch das Schreiben von Erfahrungsberichten, Handbüchern oder wissenschaftlichen Artikeln oder durch die Anwendung neuer Verfahren, die es erlauben implizites Wissen sichtbar – also explizit – zu machen.

ten, Handbüchern oder wissenschaftlichen Artikeln oder durch die Anwendung neuer Verfahren, die es erlauben implizites Wissen sichtbar – also explizit – zu machen.

• Umgekehrt kann kodifiziertes explizites Wissen durch die Überführung in menschliche und soziale Gewohnheiten und Routinen wieder zu einem weiter entwickelten Stand von implizitem Erfahrungswissen werden. Einige Jahrzehnte später haben die japanischen Forscher Ikujiro Nonaka und Hirotaka Takeuchi diesen Prozess in ihrem bekannten Werk „The Knowledge-Creating Company“ als Spirale des Wissens schematisiert, die den Wissenstand eines Unternehmens oder einer Organisation laufend erweitert.

• Explizites und implizites Wissen wird auf sehr unterschiedliche Weise erworben und übertragen. Das erstere, das alleine aber nicht ausreicht, etwa durch das Lesen von wissenschaftlicher Literatur und von Fachzeitschriften, durch Internetrecherchen und den Einsatz von ICT (in M. Polanyis Zeit allerdings noch nicht vorhanden) oder die statistische Analyse von Daten. Für das ebenfalls notwendige letztere gibt es mehrere Formen des Lernens, etwa das Lernen durch Beobachten, das „learning by doing“ und die Wissensübertragung durch Zusammenarbeit und persönliche Kontakte zu kompetenten Personen.

Lokales und globales Wissen

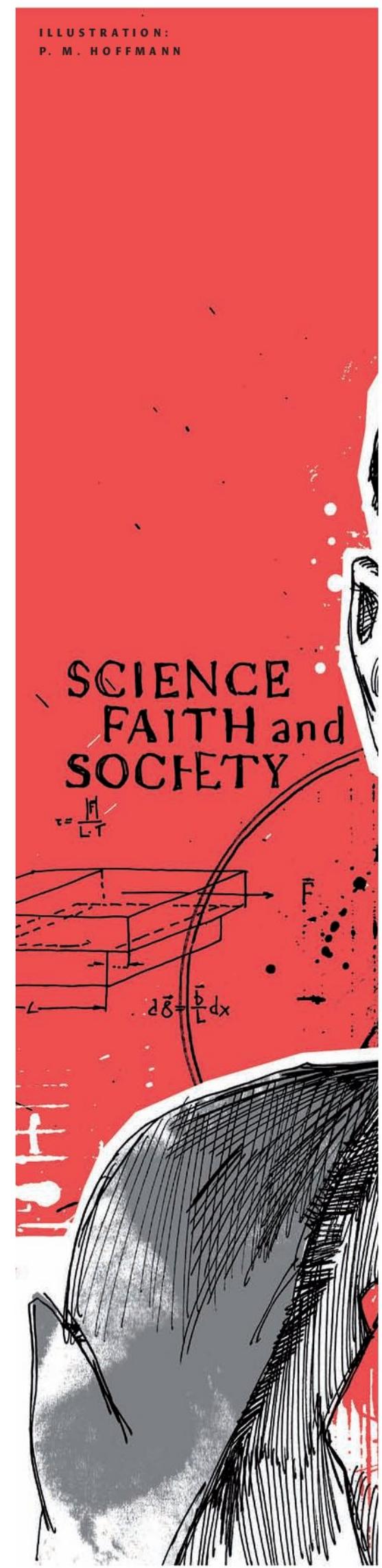
Außer diesen Erkenntnissen, die bereits direkt in Michael Polanyis Werk angelegt sind, gibt es aktuelle Weiterführungen seiner Ideen, die heute insbesondere in der Innovationsliteratur und in der Wirtschaftsgeografie von großer Bedeutung sind, von ihm aber nicht thematisiert wurden:

• So wird in diesem Zusammenhang argumentiert, dass im heutigen Forschungs- und Innovationsprozess von Universitäten, Forschungseinrichtungen und Firmen viele verschiedene (lokale und globale) Wissensquellen einbezogen werden, wobei es auch unterschiedliche Arten und Weisen gibt, sich dieses verteilte Wissen zu erschließen.

• Tacit knowledge ist oft „lokales Wissen“, also gebunden an Personen, Organisationen, Firmen, oder als „lokale Kultur“ auch an kollektive Verhaltensmuster und Routinen der jeweiligen Region. Es kann nur durch Kontakte vor Ort, direkte Zusammenarbeit etc. erschlossen werden. Ein solches lokal gebundenes Wissen ist etwa in vielen traditionellen Industrieregionen im Bereich der spezialisierten Fertigung und der Facharbeit vorzufinden. Aber auch die modernen Technologie-Regionen sind Träger eines solchen lokalen Wissens. Beispielsweise gingen viele Firmen in den 70ern und 80ern nach Silicon Valley, das damals das Mekka der Elektronikindustrie war, um am dortigen lokalen Wissensaustausch und Innovationsprozess teilzuhaben. Heute gibt es weltweit in verschiedenen Branchen und Technologiebereichen viele solcher lokalen Wissenszentren, sowohl in den USA und in Europa als auch in Asien. Beispiele dafür wären das „Medicon Valley“ in der Region Südschweden und Dänemark, der Medien-Cluster in Köln, Finanzzentren in London, Frankfurt oder Singapur oder IT Cluster in Massachusetts (USA), Cambridge (UK), München, Bangalore in Indien oder Shenzhen in China.

• Ein derartiges lokal gebundenes Wissen und die damit verbundenen Institutionen und Kulturmuster widersprechen der oft vorgetragenen These einer unbeschränkten und fortschreitenden Globalisierung, also dem Argument, dass heutzutage aufgrund

ILLUSTRATION:
P. M. HOFFMANN





der modernen Informations- und Kommunikationstechnologien, der sozialen Netzwerke und der gut ausgebauten Transportsysteme ein großer Teil des Wissens „global“, also überall verfügbar wäre. Im Gegensatz dazu wird heute in der Economic Geography betont, dass geografische Distanz noch nicht „tot“ ist und, dass die Welt nicht „flach“ im Sinne eines „level playing field“ ist, sondern „Berge, Täler und Wüsten des Wissens“ aufweist und als Konsequenz daraus auch „Berge, Täler und Wüsten der Chancen und des Wohlstandes“ vorzufinden sind.

Beziehung zum älteren Bruder Karl

Die Beziehung zwischen Karl und dem jüngeren Michael war in den frühen Jahren (1910er- und 20er-Jahre) harmonisch und fürsorglich, auch weil sich Karl als ältester der Geschwister vor Ort (der älteste Bruder Adolf lebte in Japan) für die jüngeren Geschwister verantwortlich fühlte und sie unterstützte. In den 1930er-Jahren gingen die beiden intellektuell und auch politisch allerdings in verschiedene Richtungen. Der jüngere Michael bezog in der Folge deutlich andere politische und wissenschaftliche Positionen als sein älterer Bruder Karl.

Michael vertrat eine wesentlich liberalere Haltung und damit eine etwas größere Skepsis gegenüber einem allzu starken Staat und einer zentralistischen Planwirtschaft, wie sie sich in der damaligen Zeit etwa in der Sowjetunion entwickelte. Auch in seinen wissenschaftsphilosophischen Arbeiten stand eher das Individuum im Vordergrund als dessen Einbettung in eine soziale Gemeinschaft, wie dies Karl betonte. Entlang des Spektrums von „Gesellschaft“, verstanden als eine Ansammlung von gleichberechtigten Individuen, und „Gemeinschaft“, verstanden als eine zusammengehörige und kulturell verankerte Gruppe von Menschen, war sein Bruder Karl sicherlich näher bei der Gemeinschaft, wobei er Gemeinschaft nicht als ein traditionelles und rückwärtsgewandtes Gebilde verstand. Während Karl eine aus ihrer sozialen Einbettung und Verantwortung herausgelöste Marktwirtschaft sehr kritisch betrachtete, hatte der jüngere Michael größeres Vertrauen in das Funktionieren einer Marktwirtschaft, sofern sie von geeigneten gesellschaftlichen Spielregeln geleitet war und von einer Politik etwa im Sinne von Keynes unterstützt wurde.

Allerdings teilen beide Brüder die Skepsis und die Ablehnung des neoklassischen Konzeptes eines „homo oeconomicus“, also der Vorstellung von voll informierten und immer rational handelnden Individuen, die als Konsumenten ihren jeweiligen Nutzen und als Unternehmer ihre Gewinne maximieren und auf diese Weise zum höchsten Wohlstand für alle beitragen sollen. Im Gegensatz zu dieser Vorstellung des „homo oeconomicus“ sind bei beiden Brüdern die Individuen von ihrer jeweiligen Vergangenheit, ihrer Herkunft und ihren sozialen Beziehungen geprägt, wobei diese Prägung auch das weitere Handeln beeinflusst. Beide sind somit letztlich „Sozioökonomien“, die zugleich ein starkes Augenmerk auf die dynamische Seite von Wirtschaft haben, entweder als evolutionärer Prozess (Michael) oder als ein historischer Prozess, der sich in der Austragung von sozialen Gegensätzen entfaltet (Karl). In letzten Jahren (1950er) gab es nicht zuletzt auch im Zuge der Erkrankung von Karl wieder eine stärkere Annäherung der beiden Brüder, die auch in einer hohen gegenseitigen Wertschätzung zum Ausdruck kam.

· Nonaka, I. and H. Takeuchi (1995) *The knowledge-creating company: How Japanese companies create the dynamics of innovation*, Oxford, UK: Oxford University Press

· Nye, Mary Jo (2002) *Biography of Michael Polanyi (1891 – 1976)*, HYLE–International Journal for Philosophy of Chemistry, Vol. 8, No.2 (2002), pp. 123–127 (<http://www.hyle.org>)

· Polanyi, Michael (1983) *Personal Knowledge: Towards a Post-Critical Philosophy*. London, Routledge&Kegan (Erstausgabe 1958).

· Polanyi, Michael (1985) *Implizites Wissen*. Suhrkamp, Frankfurt am Main, (Erstausgabe: *The tacit dimension*, 1966)

· Saxenian, A. (1994) *Regional Advantage: Culture and Competition in Silicon Valley and Route 128*. Harvard University Press, Cambridge/Massachusetts

· Tödtling, Franz, Tripli, Michaela (2016) *How do firms acquire knowledge in different sectoral and regional contexts?* In: *Handbook of Geography of Innovation*, Hrsg. Carrincazeaux, Ch., D. Doloreux and R. Shearmur, 142–154. Cheltenham: Edward Elgar

· Tödtling, Franz, Isaksen, Arne, Tripli, Michaela (2018) *Regions and Clusters in the Global Economy*. In: *Handbook Geographies of Globalisations*, Hrsg. Kloosterman, Mamadou and Terhorst, 1–12. Cheltenham: Edward Elgar

Zum Autor

Franz Tödtling arbeitet am Institut für „Multilevel Governance and Development“ Wirtschaftsuniversität Wien

Milieus in Karl Polanyis Leben

Triumphe, Niederlagen und Krisen der Linken prägten die Städte, in denen Polanyi arbeitete und publizierte

TEXT: MICHAEL MESCH

Budapest 1900–1914: Liberalismus, linke Gegenkulturen und die „Große Generation“

Die Metropole, in der Karl Polanyi aufwuchs, studierte und sich politisch betätigte, war wirtschaftliche Boomtown, ein Ort enormer sozialer Unterschiede und ein kulturelles Zentrum von europäischem Rang. Zur Kohorte der bedeutenden Budapestener Intellektuellen, Künstler und Wissenschaftler jener Zeit, der sogenannten „Großen Generation“, gehörten neben Karl und Michael Polanyi auch der Philosoph Georg Lukács, der Historiker Oscar Jaszi, der Rechtsphilosoph Gyula Pikler, der Mathematiker John von Neumann, die Physiker Leo Szilard und Edward Teller sowie die Komponisten Béla Bartok und Zoltán Kodály.

Viele Personen der „Großen Generation“ zählten zur assimilierten und säkularisierten jüdischen Mittelschicht. Selbst diese gesellschaftlich integrierten und beruflich erfolgreichen Juden wurden von der politischen Elite, dem Adel, der in der dominanten Liberalen Partei den Ton angab, nicht als Teil der nationalen Gemeinschaft anerkannt und sahen sich mit zunehmendem Antisemitismus konfrontiert. In der assimilierten jüdischen Mittelschicht verlief ein Generationenkonflikt zwischen den Älteren, die – vom sich entfaltenden Kapitalismus profitierend – als Kaufleute, Unternehmer, Anwälte, Bankiers sozial aufgestiegen waren, und den linken Ideen zuneigenden, an Kultur und Wissenschaft interessierten Jüngeren.

Die Liberale Partei, die für die Vorstellung stand, dass dank der kapitalistischen Entwicklung der soziale Fortschritt alle erfassen würde, geriet aufgrund der zunehmenden sozialen Kluft und der Nationalitätenkonflikte von mehreren Seiten unter Druck. Auf der Rechten formierten sich antiliberalen und antideokratischen Kräfte.

Auf der Linken gruppieren sich die Opposition zum einen in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, zum anderen in der bürgerlich-radikalen Gegenkultur. In deren Mittelpunkt stand zunächst die von Jaszi und Pikler gegründete „Gesellschaft für Sozialwissenschaft“, der auch Karl Polanyi, ab 1904 Student an der Budapestener Universität, angehörte. Eine Avantgarde reformistischer Intellektueller sollte Ungarn den Modernisierungspfad weisen. Programmatisch nahm die Bildung der Arbeiterschaft eine zentrale Position ein. Voraussetzung für einen liberalen Sozialismus sei die Existenz einer gebildeten Arbeiterschaft.

1908 gründete Polanyi gemeinsam mit Pikler den Galileo-Kreis. Praktischen Ausdruck fand der moralische und pädagogische Reformismus des Kreises in der Erwachsenenbildung und der politischen Bildung.

Aus dieser linken Gegenkultur ging 1914 eine politische Partei hervor: Jaszi gründete die Bürgerlich-radikale Partei, und Polanyi war seine rechte Hand. Hauptpunkte des Parteiprogramms waren die Ausweitung des Wahlrechts, Trennung von Kirche und Staat, Föderalisierung des Reichs, Enteignung des Großgrundbesitzes und Landverteilung, Freihandel und Bildungsreform.



**Karl Polanyi
(Mitte) lehrt in der
Workers' Educational
Association, London. 1939**



Polanyi hatte intensive Kontakte zum Labour-Flügel der christlichen Sozialisten und war in deren Einrichtungen als Erwachsenenbildner tätig

Zum Autor

Michael Mesch
ist Volkswirt und
Wirtschafts- und
Sozialhistoriker in der
Abteilung Wirtschafts-
wissenschaft der
Arbeiterkammer Wien

Die neue linke Partei sollte große Teile des Bürgertums zurück zu einer emanzipatorischen Agenda führen. Sie suchte das Bündnis mit den Sozialdemokraten.

Mit dem Kriegsausbruch endete die liberale Ära. Die Linke spaltete sich in verfeindete Lager. 1919 begann auch in Ungarn das „Zeitalter der Extreme“. Kommunistische Räteregierung, weißer Terror und autoritäres Horthy-Regime veranlassten den überwiegenden Teil der „Großen Generation“, ins Exil zu gehen. Ihre Wirkung in Wissenschaft und Kunst entfalteten diese Personen somit im Ausland.

Das Rote Wien 1918–34

„Rotes Wien“ steht für die Kommunalpolitik der zwischen 1918 und 1934 sozialdemokratisch regierten Bundeshauptstadt sowie für die Aktivitäten der Gewerkschaften und Vereine im Vorfeld der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP). Grundlagen, auf denen die sozialdemokratische Arbeiterbewegung in Wien aufbauen konnte, waren der christlichsoziale „Gemeindesozialismus“ der Vorkriegszeit und die von den Freien Gewerkschaften erstrittenen Kollektivverträge, die Mieterschutzgesetzgebung aus der Kriegszeit und das große sozialpolitische Reformwerk der von den Sozialdemokraten dominierten Koalitionsregierung auf Bundesebene zwischen 1918 und 1920.

Unter den außergewöhnlichen Umständen der Nachkriegsjahre – hohe Mobilisierung der Arbeiter und entlassenen Soldaten, kommunistische Diktaturen in Ungarn und Bayern – konnte die SDAP dem verschreckten Bürgertum tiefgreifende Reformen abtrotzen: Arbeitslosenversicherung, Krankenversicherungspflicht, Betriebsräte, Arbeiterkammern, Arbeiterurlaub, Achtstundentag, Kollektivvertragsgesetz, Angestelltengesetz. Diese Sozialgesetze wurden und sind wesentliche Säulen des ab den 1950er-Jahren etablierten Wohlfahrtsstaats.

Nach dem Ende der Koalition auf Bundesebene im Juli 1920 bildete das sozialdemokratisch regierte Wien mit seiner sozialpolitisch progressiven und tendenziell egalitär ausgerichteten Politik einen Gegenpol zu den Rechtskoalitionen auf Bundesebene. Durch den 1920 gewonnenen Status als Bundesland war es Wien möglich, eigene Steuern zu erheben und so eigenständige Politik zu gestalten. Wien sollte zur Musterstadt sozialdemokratischer Gesellschaftspolitik werden. Die Stadtregierung führte landesgesetzlich neue Abgaben ein, insbesondere Steuern auf Luxuskonsum, eine progressive Wohnbausteuer und eine Fürsorgeabgabe.

Abgesehen von den Nachkriegsjahren und der Zeit der Großen Depression ab 1929, als sich die Stadtregierung mit der Vereinigung großer Bevölkerungssteile auseinanderzusetzen hatte, lagen die Schwerpunkte der Kommunalpolitik vor allem beim sozialen Wohnbau, der Gesundheits-, Fürsorge- und Sozialpolitik sowie der Bildungs- und Kulturpolitik.

Trotz eingeschränkter Kompetenzen setzte Wien eine Schulreform um. Austro-marxistische Autoren betonten die Notwen-

digkeit, Kinder und Erwachsene zu bilden und sie so zu demokratischer Mitbestimmung zu befähigen. Die Sozialdemokraten sahen sich als „Bildungsbewegung“. Kostenloser Schulbesuch und Stipendien sollten die Bildungschancen der bildungsfernen Schichten verbessern. Die Volksbildung, die städtischen Büchereien und das gesamte Kulturleben wurden stark gefördert. Zu jenen kritischen Intellektuellen, die sich in der Erwachsenenbildung engagierten, zählte auch Karl Polanyi, der von 1919 bis 1933 in Wien lebte. Dem Hunger vieler Arbeiter und Angestellten auf Bildung, Kultur und sinnvolle Freizeitgestaltung kamen auch die bis zu 50 sozialdemokratischen Kultur- und Freizeitvereine entgegen.

Die Arbeiterbewegungskultur erlebte im Roten Wien einen ihrer europäischen Höhepunkte. Sie stand in Spannung mit anderen Arbeiterkulturen und verstand sich als Gegenkultur zur dominanten bürgerlichen Kultur. Zu berücksichtigen ist freilich, dass der Minderheit der Arbeiter-Aktivisten und Bildungshungrigen eine Mehrheit gegenüberstand, die von der Bildungs- und Kulturarbeit nur punktuell berührt wurde.

Das Ende des Roten Wien kam im Februar 1934. Während des Bürgerkriegs wurde die Stadtregierung ihres Amtes entthoben, der Gemeinderat aufgelöst. Die autoritär regierende Vaterländische Front übernahm die Macht in Wien.

London in den 1930er-Jahren: eine desorientierte Linke

Bei den Parlamentswahlen im Mai 1929 erlangte die Labour Party erstmals die relative Mehrheit. Die von den Liberalen tolerierte Labour-Minderheitsregierung von Premier Ramsay MacDonald konnte einige Sozialgesetze durchbringen.

Die Weltwirtschaftskrise von 1929 hatte gravierende Auswirkungen auf die stark außenhandelsorientierte britische Volkswirtschaft. Schon bis Ende 1930 verdoppelte sich die Zahl der Arbeitslosen auf über 2,5 Millionen. Doch die Regierung fand, weil intern völlig uneins, keine Antwort auf Nachfragerückgang, Beschäftigungs-einbußen und den dramatischen Anstieg der Arbeitslosigkeit. Der Finanzminister, ein Vertreter fiskalpolitischer Orthodoxie, lehnte das Eingehen eines Budgetdefizits zur Stimulierung der Wirtschaft entschieden ab und vertrat die Notwendigkeit massiver Kürzungen der Staatsausgaben, um das Budget auszugleichen und das britische Pfund im Goldstandard halten zu können. Andere Kabinettsmitglieder schlossen Zustimmung zu Lohnkürzungen im öffentlichen Sektor und massive Reduktionen öffentlicher Ausgaben kategorisch aus. Sie fanden externe Unterstützung etwa beim Ökonomen John Maynard Keynes.

Im Sommer 1931 fand die vom Finanzminister vorgeschlagene, extrem restrictive Budgetpolitik nur eine ganz knappe Mehrheit im Kabinett, und die Gegner der fiskalpolitischen Orthodoxie kündigten an, eher aus dem Kabinett auszuscheiden als den anvisierten Ausgabenkürzungen zuzustimmen. Daraufhin trat die Regierung zurück.

ZEICHNUNG: WILLIAM TOWNSEND



Angesichts der Zuspitzung der wirtschaftlichen Krise entsprach MacDonald dem Wunsch des Königs und bildete mit einem Flügel von Labour, Liberalen und Konservativen eine Allparteienregierung. Hauptziel der „Nationalen Regierung“ war ein ausgeglichenes Budget. Doch schon im September 1931 musste Großbritannien den Goldstandard verlassen. Labour Party und Gewerkschaften (TUC) distanzierten sich offiziell vom Programm der neuen Regierung. Die Labour Party spaltete sich zweimal. Die Rumpfpartei erlitt bei den Parlamentswahlen im Oktober 1931, wo sie gegen die „Nationale Koalition“ antrat, eine vernichtende Niederlage. Aufgrund ihrer Unfähigkeit, die dramatisch gestiegene Arbeitslosigkeit zu bekämpfen, hatte Labour das Vertrauen großer Teile der britischen Arbeiterklasse verloren.

In diesem Zustand der Spaltung, der Zerstrittenheit und Desorientierung befand sich die britische Linke, als Karl Polanyi 1933 nach London kam. Nicht nur war Labour uneinig über die wirtschaftspolitischen Maßnahmen zur Bekämpfung der Wirtschaftskrise, sondern auch hinsichtlich der Politik gegenüber der Sowjetunion und des Umgangs mit dem NS-Regime in Deutschland.

Polanyi hatte intensive Kontakte zum Labour-Flügel der christlichen Sozialisten

Liberalismus mit Zylinder und Schoßrock in Ungarn (links oben). Kinderfreuden im sozialistischen Wien (rechts oben). Londoner Stock Exchange in der Krise der 30er-Jahre (links unten). Kauen gegen den Kommunismus, „Red Menace“ als beliebtes Propagandamittel in der McCarthy-Ära (rechts unten)

und war in deren Einrichtungen als Erwachsenenbildner tätig. Das Ausmaß der Desorientierung weiter Teile der demokratischen britischen Linken kam auch darin zum Ausdruck, dass selbst christliche Linke – unter ihnen Karl Polanyi – in Stalins Terrorregime ein Paradies der Werkstätigen sahen.

Die McCarthy-Ära in den USA 1950–54

Es waren wohl die Rückschläge im Kalten Krieg, der Koreakrieg und die Häufung von aufgedeckten Korruptionsfällen, die eine Desorientierung der amerikanischen Gesellschaft bewirkten, einem rechten Demagogen namens Joe McCarthy den Aufstieg ins nationale Rampenlicht ermöglichten und in der Folge eine antikommunistische Hysterie auslösten.

Mit der Unbekümmertheit des echten Demagogen, der sich um die Wahrheit kaum schert, schrie der republikanische Senator McCarthy ab 1950 hinaus, dass die Kommunisten und die linken Intellektuellen an allem Unheil schuld wären.

Die politische Stimmung drehte sich gegen die seit 1933 dominanten Demokraten. Ersten Ausdruck fand dies in dem 1950 verabschiedeten „Gesetz über die innere Sicherheit“, das ausländischen Mitgliedern von kommunistischen Organisationen die

Einreise verweigerte. (Karl Polanyis Ehefrau Ilona Duczynska war daher die Einreise in die USA nicht möglich.)

Nach dem Sieg von Dwight D. Eisenhower in der Präsidentschaftswahl von 1952 für die Republikaner begann die große Zeit McCarthys, der rasch eine antiintellektuelle, nationalistische und auch antisemitische Anhängerschaft fand.

McCarthy und seine Verbündeten nutzten die Vorsitze in wichtigen parlamentarischen Ausschüssen zu einer wahren Hexenjagd gegen linke Intellektuelle, Wissenschaftler und Lehrer sowie zu einem Angriff gegen vermeintliche kommunistische Tendenzen in der Unterhaltungsbranche und im Regierungsapparat. McCarthy, ein skrupelloser Psychopath, genoss seine Macht und seine persönliche Geltung.

Viel zu lang tolerierte Präsident Eisenhower das Wüten McCarthys, bevor er sich öffentlich von ihm distanzierte. Widerrechtliche Vorteile für einen Günstling hatten 1954 die Einleitung einer parlamentarischen Untersuchung gegen McCarthy selbst zur Folge. Die im TV übertragenen Verhandlungen enthüllten die skrupellosen Vorgangsweisen des Politikers, und die öffentliche Stimmung schlug gegen ihn um. Im Dezember 1954 endeten der Höhepunkt McCarthys und die weitverbreitete Hysterie.

Karl Polanyi in Budapest

Ein **Schlüsselmoment** im Leben des jungen Polanyi und die Lage der Juden Anfang des 20. Jahrhunderts

TEXT: GARETH DALE

In biografischer Hinsicht war Karl Polanyis Vertreibung von der Universität der aufschlussreichste Moment seines frühen Lebens. Ich meine das nicht nur in dem engeren Sinn, dass sie direkt zu seiner Bildung des Galileo-Kreises führte, einer von Studenten geleiteten Organisation, die sich der moralischen Erneuerung und sozialen Reform verschrieb. Ich meine es auch in einem tieferen Sinn. Sie bietet eine Momentaufnahme von Polanyis „polarisierter“ Existenz, mit einem Fuß am Rand der Gesellschaft, mit dem anderen in deren Zentrum.

Betrachten wir die Achsen von Privilegien und Unterdrückung, zeigt die mitteleuropäische Periode von Polanyis Leben ein Bild von Gegensätzen. Er lebte nur in den Hauptstädten der Doppelmonarchie (abgesehen von ein oder zwei Jahren des erzwungenen Exils in Kolozsvár), aber niemals in einer kleinen Stadt oder in einem Dorf. Seine Muttersprache war Deutsch, die Lingua franca des Habsburgerreiches. Mit seiner wohlhabenden Familie bewohnte er eine prächtige Wohnung an Pests begehrtestem Boulevard, der Andrassy út. Obwohl die Familie nach der Liquidierung der Geschäfte seines Vaters gezwungen war, in ein kleineres Haus in der Ferenciek tere umzuziehen, war auch dies noch eine „gute Adresse“ an einem Ort mit mehr als einem imposanten Gebäude, einschließlich der Klothilden-Paläste. Als Kind erhielt Polanyi intensiven Privatunterricht und wurde an das beste Gymnasium geschickt. Er trat dann in die höchste Universität des Landes ein, wo er brillierte – bis zu seiner Relegation.

Der Hintergrund für Polanyis Relegation war der steigende Antisemitismus. Die Universität von Budapest war eine Hochburg des Antisemitismus, und während Polanyis Studentenjahren erreichte die Polarisierung zwischen rechten und linken (vorwiegend jüdischen) Studenten einen Höhepunkt. Antisemitische Studenten und Universitätsbeamte beschuldigten einen prominenten jüdischen Soziologen, Gyula Pikler, antichristliche Botschaften zu vermitteln, und als ein Vortrag von Pikler bei der sozialistischen Studentengesellschaft, zu der Polanyi gehörte, von konservativen Kommilitonen gestört wurde, reagierte dieser physisch, indem er sie hinauswarf – eine Tat, für die er exmatrikuliert wurde.

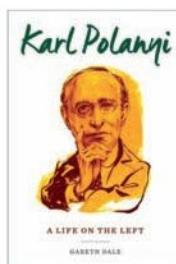
Als der Judenhass im Vorkriegs-Ungarn wuchs, sahen sich Polanyi und seine Kollegen zunehmend ihrer vollen nationalen Rechte beraubt. Antisemiten beschuldigten Juden, die Wirtschaft, die Bildung und die freien Berufe zu übernehmen, und beschworen ein Bild von Flüchtlingswellen ländlicher jüdischer Einwanderer aus dem Osten herauf. Je größer der Erfolg war, den Juden in den begrenzten Bereichen des Wirtschaftslebens erreichten, die ihnen offenstanden, desto lauter wurden sie als Krebsgeschwür und Eindringlinge identifiziert. Eine Form des Antisemitismus, die sich gegen den „östlichen“ Juden richtete, stereotypisierte Juden als Separatisten: Sie hielten an ihren kulturellen Traditionen fest und weigerten sich,



Karl Polanyi als Soldat in Budapest mit Nichte und Neffe Eva und Michael Striker

Zum Autor

Gareth Dale lehrt an der Brunel University in London. Er ist Autor von Büchern über Karl Polanyi, die DDR und Osteuropa, EU-Migration und „grünes Wachstum“



Dale, Gareth, 2016, Karl Polanyi: A Life on the Left, Columbia University Press



In Budapest war Polanyi eine Art musterhafter bürgerlicher Radikaler, für Demokratie und Reformen, und gleichzeitig ein loyaler Soldat der Monarchie

ihre Identität im warmen Bad der modernen Staatsbürgerschaft aufzulösen. Ein anderes Vorurteil richtete sich gegen „westliche“ Juden. Diese würden den Verlust „traditioneller Werte“ verkörpern, den Ungarn angeblich erlebte. Juden wurden als die wurzellosen Kosmopoliten bezeichnet, die drohten, die Nation zu korrumpern.

Juden befanden sich in einer Zwickmühle. Eine „kosmopolitische“ Identität bot die Möglichkeit, die ethnische Identität der Separatisten zu verleugnen, die vom „östlichen“ Stereotyp verurteilt wurde. Andererseits identifizierte das „westliche“ Klischee den Kosmopolitismus als eine typisch jüdische Eigenschaft und verwandelte so eine Methode, die jüdische Identität herunterzuspielen, zu ihrem hervorstechenden Merkmal. Letztendlich war der einzige akzeptable Jude der Nichtjude, aber das Aufzeichnen irgendeines Weges zu diesem Ziel konnte nur bestätigen, was es zu verleugnen versuchte. Wenn eine Jüdin ihre traditionellen Bräuche und ihr Aussehen beibehielt, würden sie als die einer Ghetto-Jüdin stereotypisiert werden; sollte er sich assimilieren wollen, würde dies als doppelte Tarnung gedeutet.

Wenn je eine Stadt den Zusammenfluss westlicher und östlicher Juden erlebte, dann war es Budapest. Nirgendwo in Mittel- und Osteuropa waren die Juden mehr integriert und weltlicher als im Pest von Polanyis Jugend. Sie waren wesentliche Elemente der wirtschaftlichen und kulturellen Renaissance Ungarns. Und zugleich war Budapest ein bevorzugtes Ziel von Juden, die vor den Pogromen im zaristischen Russland flüchteten. Die Neuankömmlinge sahen sich dem Rassismus eines Standardformats gegenüber, auch von ihrer „eigenen Verwandtschaft“. Sie wurden als sozial „minderwertig“ angesehen, und dieses Vorurteil wurde rassifiziert.

In gewissem Sinne wurde der Ostjude zur „häßlichen Schwester“ des westlichen Juden, die das antisemitische Ungarn nur zögerlich adoptierte. Assimilierte Juden konnten darauf auf vielfältige Weise reagieren. Eine Reaktionsweise wollte die Ostjuden vermenschlichen und in etwa behaupten: „Seht genauer hin: sie sind schön!“ Eine Minderheitsansicht stellte der revolutionäre Sozialismus dar, dessen Universalismus die Assimilation begünstigte, aber keinen Kompromiss mit Rassismus duldette. („Die Hässlichkeit ist nicht ihre, es ist die des Antisemitismus!“) Aber häufiger als beide war bei assimilierten Juden die Verachtung für ihre östlichen Geschwister, die

sie sogar als „Asiaten“ verunglimpften. Diese Haltung zeugte von Arroganz, aber auch von selbstverlegnender Ortlosigkeit und von einer Internalisierung des Rassismus. („Der Jude in mir wäre nicht hässlich, wenn er nicht auch in ihr wäre.“)

Wie durchmaß Polanyi diese tückische Landschaft? Er neigte sicherlich zu kosmopolitischer Sensibilität. Dennoch distanzierte er sich von dem radikalen Internationalismus, der Nationalstaaten als die charakteristische politische Form des Kapitalismus und die organisierende Kraft von Fremdenfeindlichkeit wahrnimmt. Stattdessen strebte er eine pflichtbewusste Teilnahme an der ungarischen Nation an und meldete sich im Krieg sogar – munter und gedankenlos – freiwillig als Offizier.

Kurz, während sich sowohl in seiner „nationalen“ als auch in seiner „ethnischen“ Identität unwohl fühlte, neigte er dazu, die eine anzustreben und die andere zu verunglimpfen. Obwohl ein eingeschworener Feind des ungarischen Chauvinismus, bestand er darauf, dass die unterdrückten Nationalitäten unter der Vorherrschaft der Großmagyaren zusammengehalten werden sollten – ihr Recht auf Sezession unterstützte er nicht.

Man könnte mutmaßen, dass sein ethnisches und sein Klassenmilieu diese Position beeinflussten. Österreich-Ungarns assimilierte Juden bildeten sozusagen ein Staatsvolk. Obwohl sie im Schwung ihrer staatsvölkischen Integration in die magyarisch Nation oft harte Unterdrückung erlitten, konnten sie die Diskrepanz zwischen ihren Träumen und denen anderer Nationalitäten nur schwer verstehen. Warum, so fragten sie sich, sollten Slowaken oder Rumänen nicht ebenso mit der Integration in den Großraum Ungarn zufrieden sein? Eine ähnliche Denkweise galt für die Juden des östlichen Ghettos. Assimilierte Juden neigten dazu, sie mit Herablassung oder Verachtung zu sehen. In Polanyis Augen schienen sie sich der Modernität und dem Fortschritt störrisch zu widersetzen.

In Budapest war Polanyi also eine Art musterhafter „bürgerlicher Radikaler“. Einerseits kämpfte er als Feuerkopf und politischer Organisator für Demokratisierung und humanitäre Reformen. Andererseits war er der Spross eines privilegierten Händlers, ein pflichtbewusster Soldat eines repressiven Imperiums und ein Anhänger der magyarischen Vorherrschaft.

Erst später, in seinen letzten ein oder zwei Jahren in Ungarn und dann in den 1920er-Jahren in Wien und ab 1933 in Großbritannien, entwickelte Polanyi jene sozialistische Perspektive, für die er bekannt wurde. Im Mittelpunkt stand bei ihm die These, dass der Liberalismus durch die Unterstützung des „Freihandels“ und der Vermarktung der Welt (einschließlich der Arbeiter und der Natur) soziale Entwurzelung und Umweltkatastrophen hervorruft und verschiedene Formen von Rückschlägen provoziert – inklusive, am hässlichen Ende des Spektrums, Faschismus. Wenn es ein bleibendes Ergebnis von Polanyis Arbeit gibt, dann mit Sicherheit dieses.



Reservisten an den Gewehren. Ungarn macht mobil am Beginn des Ersten Weltkriegs (o.). Hochburg des Antisemitismus: Ungarische Akademie der Wissenschaften vor 1914 (r. u.). Der Kommunist Béla Kun spricht 1919 zum Volk (r. Mitte). Be! (Auf!): Eiserne Propaganda-Ästhetik der kommunistischen Revolution (l.).



Earliest beginnings of his later teaching life

Über Karl Polanyi in der Volksbildung: Sein Lehren war immer auch ein Lernen und beeinflusste sein Werk

TEXT: SABINE LICHTENBERGER

Karl Polanyi wurde 1886 in eine wohlhabende bürgerlich-liberale Familie in Wien geboren. Der Vater Mihaly (1848–1905) war als Ingenieur und Eisenbahnunternehmer tätig. Nachdem die Familie aus beruflichen und wirtschaftlichen Gründen nach Budapest übersiedelte, wuchs Karl in Budapest auf. Seine Mutter Cécile „Tsipa“ Wohl (1862–1939), die Tochter eines litauischen Rabbiners, war hochgebildet und betrieb in Budapest in der noblen Andrassy út 2 einen literarischen Salon, schrieb Artikel über Kunst, Pädagogik, Psychoanalyse und auch politische Essays, war aber auch in der Volksbildung tätig. Aus der Ehe gingen sechs Kinder hervor. Ein Bruder war Michael Polanyi (1891–1976), ein ungarisch-britischer Chemiker und Philosoph, seine politisch ebenfalls aktive Schwester Laura Polanyi (1882–1957) hatte eine außergewöhnliche Biografie als Feministin und Autorin.

Károly/Karl studierte in Budapest Jus und Philosophie. Bereits in die Budapester Zeit fallen die Anfänge seiner volksbildnerischen Tätigkeit, indem er als Gründer und erster Vorsitzender des vorwiegend aus jüdischen Studierenden der Budapester Universität gegründeten „Galileikreises“ („Galilei Kör“) an der Verbreitung der Ideen des bürgerlichen Radikalismus und der Naturwissenschaften unter den ungarischen Studentinnen und Studenten und den organisierten Arbeiterinnen beteiligt war. Er promovierte 1909 im siebenbürgischen Klausenburg (ung. Kolozsvar) zum Dr. jur. und war dann kurze Zeit als Rechtsanwalt tätig. „Wirklich gewollt hat er das aber nie, er wollte ein freier und unabhängiger Intellektueller sein“, so seine Tochter Kari Polanyi Levitt in einem Interview. Im Ersten Weltkrieg diente er als Kavallerieoffizier und wurde nach einer schweren Verwundung aus dem Militärdienst entlassen. Im Juni 1919 flüchtete Karl Polanyi, nachdem er von dem nach der Niederschlagung der Räterepublik an die Macht gekommenen Horthy-Regime zur unerwünschten Person erklärt worden war, nach Wien. In Wien arbeitete er als Privatsekretär des ebenfalls nach Österreich geflüchteten Schriftstellers, Politikers und Soziologen Oszkár Jászi (1875–1957) und schrieb Artikel für die *Bécsi Magyar Ujság* (Wiener Ungarische Nachrichten), einer Zeitung, die sich bei ungarischen Emigranten großer Beliebtheit erfreute. Ab 1924 war Polanyi außenpolitischer Redakteur des *Österreichischen Volkswirtes*, dessen Redaktion sich in der Porzellangasse 27, im neunten Wiener Bezirk befand.

1920 trafen in der Hinterbrühl, in der von der Pädagogin Eugenie Schwarzwald (1872–1940) betriebenen „Helmstreitmühle“, wo er und auch andere ungarische Flüchtlinge Erholung und Verpflegung erhielten, seine zukünftige Frau Illona Duczynska (1897–1978), eine polnisch-ungarische Kommunistin. Tochter Kari wurde 1925 geboren und wuchs in der Vorgartenstraße 203 auf. Die Wohnung der Familie war auch Treffpunkt eines intellektuellen Zirkels, zu dem der Philosoph Aurel Kolnai (1900–1973), der Ökonom Peter Drucker (1909–2005), die

Zur Autorin

Sabine Lichtenberger ist Historikerin und Mitarbeiterin am Institut für AK- und Gewerkschaftsgeschichte in der Arbeiterkammer Wien.

beiden Mitautoren der 1933 erschienenen Studie über die Arbeitslosen von Marienthal, Hans Zeisel (1905–1992) und Paul Lazarsfeld (1901–1976), und der Philosoph und Wissenschaftstheoretiker Karl Popper (1902–1994) gehörten. Karl Poppers Onkel, Walter Schiff (1866–1950), Professor für Wirtschaft und Statistik und Obmann-Stellvertreter der Volkshochschule Wien – Volksheim, war es auch, der Karl Polanyi einlud, Volkshochschul-Seminare abzuhalten.

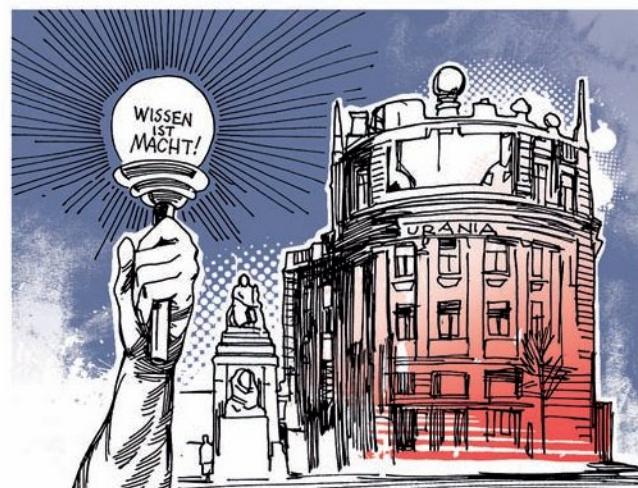
Der Wiener Volksbildungsverein geht auf das Jahr 1897 zurück. Die Gründer kamen aus dem liberalen Bürgertum, aus nationalen akademischen Kreisen, aber auch aus der Arbeiterschaft. Ab 1893 bildete der Wiener Verein mit dem Volksheim Ottakring, das 1905 am Ludo-Hartmann-Platz 7 ein neues Haus bekam und bis dahin in einem Kellerlokal am Urban-Loritz-Platz 1 untergebracht war, in der 1910 eröffne-

Kontakt mit dem nach Ernst Mach (1838–1916) benannten Verein Ernst Mach, der Teil der Wiener Arbeiterbildungsbewegung und zugleich Verteilungsorgan des Wiener Kreises war und sich, ebenso wie der in Budapest gegründete Galilei-Kreis, zum Ziel setzte, die wissenschaftliche Weltanschauung auf dem Wege der Volksbildung zu „populäriseien“. In diesem Kreis wirkte er auch als Vortragender mit.

Als im Zuge der Ereignisse der Jahre 1933/34 an einen Verbleib in Österreich nicht mehr zu denken war, flüchtete Karl Polanyi, wie auch viele andere Vertreterinnen und Vertreter aus Wirtschaftswissenschaft und Soziologie. So etwa verließen Otto Neurath (1882–1945), Emil Lederer (1882–1939), Walter Schiff (1866–1950), Marie Jahoda (1907–2001), Eduard März (1908–1987) und Edgar Zilsel (1891–1944), um nur einige von ihnen zu nennen, das Land. Polanyis Weg führte nach England, wohin ihm auch seine Frau und seine Tochter folgten. Dort kam ihm zunächst zugute, dass sein Beschäftigungsverhältnis zum *Österreichischen Volkswirt* als „Auslandskorrespondent“ weiterbestand. Daneben konnte er aber auch seine Lehrtätigkeit in der Volksbildung fortsetzen, so etwa bei der Workers Educational Association (WEA) und in Fortbildungsveranstaltungen der Christian Left, also der Christlichen Linken, dem Pendant des Bundes der Religiösen Sozialisten unter dem „kleinen“ Otto Bauer (1897–1986) im Roten Wien, denen sich Karl Polanyi bereits in Wien angenähert hatte.

Weiters übte er eine Lehrtätigkeit in der Externistenabteilung der Universität Oxford und an verschiedenen Instituten der Universität von London aus („foreign editor“). Diese Lehrtätigkeit brachte ihn in Kontakt mit dem Leben der britischen Arbeiter und Arbeiterinnen. „He was teaching – and he was learning“, meinte seine Tochter über diese Zeit. Die wöchentlichen Kurse hielt er in kleinen Städten und Dörfern von Sussex und Kent und in den Kohlenminen-Districten von East Kent, die er mit den Bussen der Green Line erreichte. Da sich nach den Kursen oft nicht mehr die Möglichkeit zur Heimreise ergab, blieb Karl Polanyi oft bei einem der Kursbesucher oder in einer anderen Unterkunft über Nacht, was ihm die Möglichkeit gab, viel über die Arbeiterschaft, ihre Familien und ihre Arbeitsbedingungen zu erfahren. Wissen, das in den Analysen der wirtschaftlichen und sozialen Folgen der industriellen Revolution in seinem Hauptwerk „The Great Transformation“ seinen Niederschlag fand.

1940 flüchtet er weiter in die USA, wo er seine Lehre an amerikanischen Universitäten fortsetzen konnte. Ob Karl Polanyi nach seiner Flucht aus Österreich noch einmal nach Österreich zurückgekehrt ist, kann seine Tochter nicht mit Sicherheit beantworten. Sie erinnert sich aber, dass die Eltern kurz vor seinem Tod 1964 eine Reise nach Ungarn unternommen haben, um dort Verwandte zu besuchen. Die Besuche in Europa waren aber immer privat, eine offizielle Einladung Österreich erhielt Karl Polanyi vermutlich nie.



ten Urania, den Zweigstellen in den Wiener Bezirken und den volkstümlichen Universitätskursen den Grundstock der Wiener Volksbildung der Ersten Republik. Dort hat sich neben der Wiener Salon- und Kaffehauskultur ein „kreatives Milieu“ entwickelt, in dem sich Wissenschaft und Kunst einem breiteren Publikum erschließen sollten und namhafte Vortragende Kurse und Vorträge abhielten.

Karl Polanyi selbst veranstaltete vor allem in der 1920 gegründeten VHS-Zweigstelle Leopoldstadt/Zirkusgasse 48 Kurse, die von der „Zentrale“ in der Volkshochschule „Volksheim“ organisiert wurden. 1930/1931 sprach er über ausgewählte Probleme der Volkswirtschaftslehre, bot eine Einführung in die Volkswirtschaftslehre und hielt im Rahmen der Fachgruppe Tourismus den Einführungsvortrag über die Volkswirtschaft Italiens für die Studienreise nach Italien. 1931 hielt er Vorträge über ausgewählte Probleme der Weltwirtschaft und Grundlagen des modernen Wirtschaftslebens, 1932/33 über aktuelle Probleme der Wirtschaft, die Markt- und Planwirtschaft und wirtschaftliche Tagesfragen und noch 1933/34 über „Preis, Geld und Kapital“ und über wirtschaftliche Tagesfragen. Polanyi stand in Wien aber auch in engem

Quellen (Auswahl)

- ORF.at
<https://oe1.orf.at/programm/20140422/346243>.
- VHS-Archiv Datenbank
http://archiv.vhs.at/vhsarchiv_suche.html?offset=0&pageinput=&rid=726853420 (abgerufen am 2.08.2018).
- McRobbie, Kenneth, Polanyi Levitt, Kari: Karl Polanyi in Vienna. The Contemporary Significance of The Great Transformation. Montréal 2000, 311

III

Inhalte Wirkungen

Große Bücher können auch sehr verderbliche Bücher sein, sagte ein konservativer Kritiker über Polanyis Hauptwerk, „The Great Transformation“. Wie ist es entstanden, wodurch wurde es motiviert? Und wie wird es gegenwärtig, oft in bester Absicht, missverstanden? Wie verhält sich Polanyis Werk zu dem seiner einflussreichen Zeitgenossen Ludwig von Mises, Friedrich Hayek und John Maynard Keynes? Was bedeuten Polanyi'sche Begriffe wie „fiktive Waren“? Und wie hilft uns Polanyis Analyse in Bezug auf Pflege, Digitalisierung, Wissenschaft in Zeiten, da alles dem Markt unterworfen wird?

SEITE 36 – 50

The Great Transformation: Reflexionen

Karl Polanyi ist ein Denker in Zeiten großer Veränderung, der Neuordnung der Gesellschaft. Umbrüche zu verstehen wurde zu seinem Lebensthema, ihm gleichsam durch die mitteleuropäischen Erfahrungen aufgezwungen, beginnend mit der Tragödie des Ersten Weltkriegs, die er als Kavallerieoffizier in Galizien bis zu seiner schweren Verwundung 1917 miterlebte. Polanyi, Kind einer bildungsbürgerlichen, später fast verarmenden Budapester Familie, wuchs in liberalen und fortschrittoptimistischen Kreisen auf. Dementsprechend radikal war der Bruch, den der Große Krieg brachte. Eine Epoche schien an ihr Ende gekommen.

Schon 1920 fragte Polanyi nach dem Grund für den Zusammenbruch einer kosmopolitischen Zivilisation, die im „hundertjährigen Frieden“ zwischen dem Wiener Kongress und dem Weltkrieg 1914 entstand: „Niemand bezweifelt, dass das Maß des Leidens (der letzten sechs Jahre) noch lange nicht vollständig ist. Es scheint selbstverständlich, dass uns dies befiehlt, eine rastlose Suche nach dem Ursprung dieser Qual und dieses Schmerzes zu betreiben, so dass wir sie einzeln und zusammen eliminieren können. Aber die Notwendigkeit, die Ursprünge unserer Zeit zu kennen und zu verstehen, wird weder wahrgenommen noch anerkannt“ (Karl Polanyi Levitt, *The Life and Work of Karl Polanyi* [1990], S. 119). Es sollte Jahre dauern, bis Polanyi in „The Great Transformation. The Political and Economic Origins of Our Time“ Antworten auf diese existenzielle Frage findet. Wie kann man die Wirtschaft des Maschinenzeitalters, unserer modernen technologischen Gesellschaft, so organisieren, dass die Produktion gesellschaftliche und kulturelle Bedürfnissen befriedigt und sozialen Zusammenhalt aufrechterhält?

„The Great Transformation“ zeichnet Polanyis Lebensgeschichte nach. In einem Brief Michael Polanyis an seinen Bruder kurz vor Erscheinen des Buches fasste jener dessen Bedeutung zusammen. Es drücke „ziemlich gut alles aus, was du zu sagen hastest“ und gebe den „Gedanken und Leidenschaften eines Lebens“ Ausdruck. So persönlich sei es, „so leidenschaftlich und eloquent in deinem eigenen besonderen Gefühlston“ (Gareth Dale, *Karl Polanyi – A Life on the Left* [2016], S. 172), dass es einfach von keinem anderen hätte geschrieben werden können.

Das im April 1944 erschienene Buch durchlief in den vergangenen fast 75 Jahren eine wechselvolle Geschichte. In neun Sprachen übersetzt, litt es darunter, dass die lebhaften Diskussionen der beginnenden 1940er-Jahre über eine neue Weltordnung mit dem Kalten Krieg abrupt zu einem Ende kamen. Auch die repressive McCarthy-Ära verhinderte, dass die Analyse und insbesondere die politischen Implikationen Gegenstand öffentlicher Debatten wurden. Noch vor Fertigstellung der „Great Transformation“ hatte Polanyis US-Verleger von ihm eine Fortsetzung erbettet. Das Manuskript aus dem Jahr 1943 trug den vorläufigen Titel „The Common Man's Master Plan“. Die Texte liegen auf Deutsch im Buch „Polanyi neu entdecken“ vor. Das Manu-

Wie Karl Polanyis Hauptwerk „The Great Transformation“ entstand, wie und wann es erschien und in welche Zeit es fiel

HINTERGRUND:
ANDREAS NOVY
UND
RICHARD BÄRNTHALER

skript wurde dort dankenswerterweise, aber erst 2015, von Michael Brie dem deutschen Publikum zugänglich gemacht.

An die „einfachen Leute“ („common man“) gerichtet, hätte der Text versucht, eine einfache, aber praktisch relevante Erzählung über die Ursachen der „Weltkatastrophe“ und die anstehenden Lösungen zu entwickeln. Polanyi konnte mit seinen Erklärungsversuchen die Debatte über die Nachkriegsordnung jedoch nicht beeinflussen.

Die Lesart der „Great Transformation“, die fortan bestimmend wurde, war eine andere. Sie ergab sich aus dem Themenfeld, dem sich Polanyi nach 1944 zuwandte: der Anthropologie und Wirtschaftsgeschichte. Wurde es in den „Golden Jahren“ nach dem Krieg still um Polanyis Hauptwerk, änderte sich dies mit der 1968er-Bewegung und ihrer Kritik an der Industriegesellschaft. 1977 wurde die „Great Transformation“ von der britischen *Times* als eines der „größten Bücher des 20. Jahrhunderts“ gefeiert. 1977 erschien auch die erste deutsche Übersetzung im Europaverlag, schon 1978 die „klassische“ Suhrkamp-Ausgabe. Die neue Lesart wird am Titel sichtbar: „The Great Transformation – Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen“. Aus dem Singular des Originals wird im Deutschen ein Plural. Dieser Lapsus wurzelt in einer posthumen Umdeutung dessen, was unter großer Transformation verstanden wird: Fortan wird Polanyi mit der auf der Rückseite der deutschen Ausgabe formulierten Thematik assoziiert: „Soll der Industrialismus nicht zur Auslöschung der Menschheit führen, dann muß er den Erfordernissen der menschlichen Natur untergeordnet werden.“

Diese Zusammenfassung ist zwar nicht grundlegend falsch, jedoch in hohem Maße verzerrend. „The Great Transformation“ ist nicht vorrangig eine Kritik an der Industriegesellschaft. Der Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft erklärt keineswegs, was Polanyi unter der „großen Transformation“ verstand. Die „große Transformation“, wie Polanyi sie sah, stellte vielmehr den Aufstieg des Faschismus als eine Reaktion auf den Versuch einer Wiederherstellung der illusionären wirtschaftsliberalen Doktrin des 19. Jahrhunderts dar, eine Doktrin, die die Steuerung von Gesellschaften einer reinen Marktlogik unterwarf. Es ging Polanyi also nicht darum, Industriegesellschaften zu dämonisieren, sondern um die Frage, in welcher Weise Gesellschaften in diesem „Maschinenzeitalter“ ohne große Verwerfungen organisiert werden können. Ein Schuss Romantik paart sich in Polanyis Analysen mit der Einsicht, dass der technische Fortschritt nicht rückgängig gemacht werden kann und dass die liberalen Werte von Individualismus und dem Recht auf Nonkonformität nicht rückgängig gemacht werden sollen. In diesem Spannungsverhältnis bewegt sich Polanyis Denken ein Leben lang. Er denkt dialektisch und vielfach auch pragmatisch, mit einem feinen Sensorium für totalitäres Denken.

Wie konnte eine Wirtschaftsweise dominant werden, in der Angst vor Hunger und Streben nach Nutzen und Gewinn zur

Triebkraft einer ganzen Gesellschaft werden? Wie konnten ökonomische und materialistische Motive losgelöst werden von Fragen des Status, des Anstands und der gewachsenen Traditionen und Routinen? Polanyi glorifizierte traditionelle Gesellschaften keinesfalls. Wohl aber prägt seine Kritik eine tiefe Verachtung des Utilitarismus und dessen, was später Massenkonsumgesellschaft genannt werden sollte. Traditionelle Gemeinschaften helfen ihm zu relativieren, was als normal anzusehen ist. Polanyis Hoffnung wurzelte in einer westlichen Moderne basierend auf Demokratie und Gleichheit, Individualismus und Verantwortung. Darauf, die Lebensgrundlagen so zu organisieren, dass alle Menschen frei und gut leben können.

Ende der 1930er-Jahre findet Polanyi eine neue Erklärung für den Zusammenbruch der Welt des 19. Jahrhunderts. Mit „großer Transformation“ als Epochenbruch meint Polanyi also ausdrücklich nicht einen bloßen Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft, sondern das Ende des desaströsen wirtschaftsliberalen Experiments. In den „konservativen“ 1920er-Jahren waren die Machthaber daran gegangen, die Vorkriegsordnung wiederherzustellen. Diese basierte laut Polanyi auf vier Bausteinen: einer internationalen Ordnung, in der kein Land allein dominant sein konnte; dem Goldstandard, der die Weltwirtschaft mit einer Währung integrierte und dessen Wiederherstellung und endgültige Abschaffung die Zwischenkriegszeit prägte; dem sich selbst regulierenden Markt, der ungeahnte Produktivkräfte freisetzte und gleichzeitig Lebensgrundlagen zerstörte; und vierstens dem liberalen Staat.

Als leitender Redakteur des *Österreichischen Volkswirts* verfolgte Polanyi Wirtschaft und Politik in Europa genau. Vertraut mit den aktuellen Ereignissen der „konservativen“ 1920er- und „revolutionären“ 1930er-Jahren bettet er in seinen Analysen das Aktuelle in größere Zusammenhänge ein. Das „Rote Wien“ der Zwischenkriegszeit trug maßgeblich zu Polanyis Verständnis von „Beheimatung“ („habitation“) bei, einem Schlüsselbegriff in „The Great Transformation“. In der deutschen Suhrkamp-Ausgabe wird „habitation“ mit „Behausung“ übersetzt. „Beheimatung“ ist wohl die bessere Übersetzung, um die kulturelle Einbettung sowie die Entwurzelung durch kapitalistische Modernisierung zu benennen.

Polanyi bemerkte, dass es in Wien gelang, die Lebensgrundlagen so zu organisieren, dass ein würdiges Leben möglich und die Stadt zum Zuhause werden konnte. Im Anhang der „Great Transformation“ würdigte er das „Wiener System“, das „ein Niveau erreichte, das in keiner anderen Industriegesellschaft von der Masse der Bevölkerung je übertroffen wurde“ (Seite 379). 1933, nach Dollfuß' Ausschaltung des Parlaments, wurde es dem *Österreichischen Volkswirt* unmöglich, Polanyi offen sozialistischen Ansichten weiterhin den Rücken zu stärken, und man riet ihm, nach England auszuwandern. Bis zu Hitlers Okkupation Österreichs im Jahr 1938 blieb er, von England aus, regelmäßiger Korrespondent des *Österreichischen Volkswirts*.

über eine liberale Illusion

FARRAR & RINEHART
INCORPORATED
PUBLISHERS
232 MADISON AVENUE
CABLES: FARRINE - NEW YORK 16

3rd March 1944

Karl Polanyi, Esq.,
49 Hornsey Lane Gardens,
London, N. 6, England.

Dear Mr. Polanyi:

Copies of THE GREAT TRANSFORMATION are now available, and under separate cover we are sending you your six author's copies. We will send you three copies this week and another three copies in about ten days.

We are very pleased indeed with the appearance of the book and hope that you will be too.

Publication has been scheduled for April thirteenth.

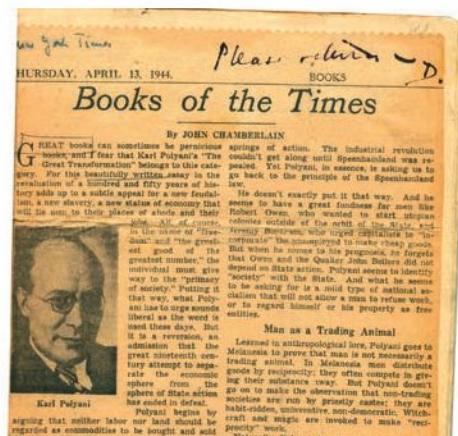
By this same mail we are sending a couple of copies of the book to our agents, Curtis Brown, Ltd., c/o Miss Juliet O'Hea, 6 Henrietta Street, Covent Garden, London, W. C. 2, since they will be handling the placement of the English publication rights. If you have any definite thoughts about a publisher who might be better for the book than any other, I am sure that Miss O'Hea would appreciate a call from you.

With good wishes,

Sincerely yours,

Adelaide A. Sherer

AAS:MR



His History Fights His Argument
No stated, Polanyi's argument would seem to be that people should be left to the market, and that the state should not interfere. But the historical portions of his book, which are the most interesting and most important, tend to contradict the argument. Polanyi is too honest an investigator to bluntly state that the market is the best way to run society. He falls at times to ask certain crucial questions. In the seventeenth century, in England, a law was passed that required every man to have a job. The Government was to provide a job to every man. By the terms of the so-called Speenhamland law, the Government would pay a man a certain amount of money, and the man would then be allowed to work for the Government or for himself. Whether he worked or not, if he had no job, the Government would make up the difference. "Freedom from want" was the national motto of the New Deal.

But on Polanyi's own showing, Speenhamland almost ruined the English population. It resulted in a long-term economic and political crisis. If the "primacy of society" is Polanyi's deepest concern, he should have first made it plain what society is.

The GREAT TRANSFORMATION By Karl Polanyi. 300 pages. Fawcett & Warne, \$1.

Von großer Bedeutung für Polanyis klare Ausdrucksweise waren seine Erfahrungen als Erwachsenenbildner, zuerst in Wien und danach in England, wo er seinen Lebensunterhalt als Lehrer für die Workers' Educational Association (WEA), das Erwachsenenbildungsprogramm der Universität Oxford, bestreit. In England, welches Polanyi von weitem so bewundert hatte, entdeckte er eine tiefe in Klassen gespaltene Gesellschaft. Er hielt Abendkurse zu Themen internationaler Beziehungen und der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Englands ab. Bei Übernachtungen bei Familien in diesen Kleinstädten erlebte er die kulturelle Verarmung der Arbeiter im damals reichsten Land Europas und verglich sie mit der hohen Lebensqualität des Roten Wien im verarmten Österreich. Gleichzeitig erlebte er eine herrschende Klasse mit einer tiefen Abneigung selbst gegen kleine Reformschritte.

Polanyis Kritik des Laissez-faire stimmt, für manche verwunderlich, mit wichtigen liberalen Analysen der 1930er-Jahre überein. Auch Walter Lippmann und später Hayek kritisierten wirtschaftsliberale Ansätze, wenn der Staat keine passenden Rahmenbedingungen für funktionierende Marktwirtschaften schafft. Die liberale Utopie, die Polanyi kritisiert, ist jene von einer Marktgesellschaft, in der es keine Macht und keine handlungsfähigen staatlichen Institutionen gibt. Polanyi bezweifelte nicht, dass selbst regulierende Märkte effizient sind. Seine Kritik war moralisch und politisch. Die Entfaltung marktwirtschaftlicher Dynamiken, so Polanyi, könne derart destruktiv sein und ganze menschliche Gemeinschaften entwurzeln, dass diese Ordnung in Demokratien nicht aufrechterhalten werden kann. Politische und kulturelle Gegenbewegungen seien unausweichlich.

Polanyis Kritik an ökonomischen Theorien beschränkte sich auf die Laissez-faire-Theorien von Malthus und Ricardo; die Marktkritik wurde somit auf eine Kritik des sich selbst regulierenden Marktes reduziert. Dieses für Polanyi zu simple, weder empirisch noch theoretisch haltbare Verständnis greift zu kurz. Er überschätzt im Unterschied zu John Maynard Keynes die Rationalität von Märkten und unterschätzt, wie Gareth Dale, sein brillanter Biograf aufzeigt, die Möglichkeit, Marktwirtschaften durch staatliche Steuerung zu stabilisieren. Märkte können weit mehr gestaltet werden, als es Polanyis Marktverständnis zuließe. Der keynesianischen Politik der Nachkriegszeit gelang dies im Rahmen einer gemischten Wirtschaftsordnung bis in die 1970er-Jahre. Aber auch die ordoliberalen Politik der vergangenen Jahrzehnte ermöglichte, wenn auch mit steigenden Kosten, die Stabilisierung der politischen und ökonomischen Ordnung.

So schien mit Fortgang des 20. Jahrhunderts Keynes und dann vermehrt Hayek recht behalten zu haben: der Erstere, da er die Regulierbarkeit von Marktwirtschaften für möglich hielt, Letzterer, weil ein starker Staat durchaus imstande ist, eine liberaalkapitalistische Ordnung zumindest zeitweise zu stabilisieren. Doch von welcher Art von Stabilität sprechen wir heute, angeglichen von Trump und Orbán? Sicher nicht von der friedlichen Koexistenz pluralistischer Demokratien und freier Weltmärkte.

Dass Polanyi heute erneut auf so großes Interesse stößt, liegt wohl daran, dass zwei seiner Themen wieder hochaktuell sind: seine Faschismusanalyse und seine Zivilisationskritik. Die hilflosen Reaktionen auf den erstaunlichen Rechtspopulismus und die illiberalen Demokratien erinnern an Polanyis Analysen des Aufstiegs des Faschismus. Und Klimakrise und Digitalisierung werfen Fragen über den Umgang mit zivilisatorischen Umbrüchen auf. So identifizieren Oreskes und Conway in ihrer Dystopie „Vom Ende der Welt. Chronik eines angekündigten Untergangs“ zwei Ursachen für den Untergang der westlichen Zivilisation: Marktfundamentalismus und Positivismus, das heißt die Illusion einer „wertfreien“ und „unpolitischen“ Wissenschaft. Polanyi hätte es vermutlich ebenso formuliert.

We are very pleased with the appearance of the book – Brief des Verlegers an Polanyi zum Erscheinen von „The Great Transformation“

Great books can sometimes be pernicious books. Der konservativ-libertäre Kritiker John Chamberlain verband sein Lob in der New York Times mit einer Warnung – „große Bücher können gefährlich sein ...“

In den späten 1930er-Jahren begann Polanyi mit seinen ersten Skizzen zur „Great Transformation“. Eine der Grundlagen waren die Vorlesungsnotizen für die WEA-Kurse. Von 1941 bis 1943 finanzierte die Rockefeller-Stiftung das Schreiben mit einem Stipendium. Schon 1940 hielt er im Bennington College in Vermont/USA fünf Bennington Lectures (mittlerweile im Netz zugänglich, siehe Marginalpalte), in denen er die Kernthesen der „Great Transformation“ darlegte. Dort entstand jene These, die den Aufbau der „Great Transformation“ strukturierte: „Wenn wir den deutschen Faschismus verstehen wollen, müssen wir uns dem England Ricardos zuwenden“ (Seite 55). Die politische Katastrophe habe wirtschaftliche Ursachen. Der Wirtschaftsliberalismus und sein Glaube an sich selbst regulierende Märkte seien hauptverantwortlich für den Niedergang der liberalen Zivilisation des 19. Jahrhunderts.

Polanyi machte also die Ideologie des Laissez-faire, der konsequenter Nichteinmischung in das Funktionieren der Marktwirtschaft, für das Aufkommen von Gegenbewegungen wie Faschismus und Sowjet-Kommunismus verantwortlich. Erst das dogmatische, jede empirische Evidenz leugnende Festhalten an der Illusion von Selbststeuerung habe die antiliberalen Kräfte gestärkt. Polanyi beschreibt die Besessenheit, mit der die Ökonomen des Völkerbunds ihre liberale Austeritätspolitik zur Sicherung des Goldstandards durchsetzten: „Wäre das Unterfangen nicht an sich unmöglich gewesen, wäre es sicher erreicht worden, so geschickt, nachhaltig und zielfestig war dieser Versuch.“ Welcher Leser fühlt sich nicht an Griechenland 2015 erinnert, wenn er diese Zeilen liest? Mit autoritären Methoden und immer geringerer Unterstützung durch die Bevölkerung wurde bis tief in die Weltwirtschaftskrise am Goldstandard festgehalten. Um diese Kernthese hervorzuheben, schlug Polanyi als Titel seines Buchs „Die liberale Utopie: Ursprünge der Katastrophe“ vor. Da liberal in den USA aber mittlerweile fast synonym für links geworden war, hätte dies – so vermutete der Verleger zu Recht – zu Verwirrungen geführt. Polanyis Vorschlag wurde abgelehnt.



Welche Freiheit für wen? – Friedrich Hayek und Karl Polanyi

**Bei aller Flexibilität im Denken von Polanyi und bei allem Dogmatismus im Denken seines „Gegenpols“
Hayek gibt es mehr – nicht nur biografische – Gemeinsamkeiten, als man aufs Erste denken würde**

ESSAY: ANDREAS NOVY

Ob Friedrich Hayek und Karl Polanyi einander je physisch begegneten, ist unbekannt. Zu Recht aber stehen beide für zwei große Erzählungen, deren Einfluss und Attraktivität bis heute anhält. Beide sind Vordenker ihrer jeweiligen Denktraditionen. Hayek, indem er die liberale Idee des Minimalstaats überwindet; Polanyi, indem er zentrale Planung als ebenso illusionär betrachtet wie freie Märkte. In Hayeks erneuter liberaler Utopie sichert ein starker Staat die Marktfreiheit. In Polanyis Vision einer demokratischen Gesellschaft ermöglichen Regeln und Planung Freiheit für alle.

Weder ihr Werk noch ihr Einfluss kann verstanden werden ohne ihre Biografie und ihre Gemeinsamkeiten. Beide wurden in Wien geboren, Polanyi 1886, Hayek 1899. Beide wurden politisch geprägt durch den Niedergang der liberalen kosmopolitischen Welt des Fin de Siècle sowie durch das Rote

Wien der 1920er-Jahre. Und beide verließen Wien in der Zwischenkriegszeit, um von England ausgehend weltberühmt zu werden – ein Schicksal, das sie mit vielen zentral-europäischen Intellektuellen teilen. Hayek folgte einem Ruf an die London School of Economics, Polanyi verließ das Land angesichts der austrofaschistischen Machtergreifung. Beide waren in ihrer Heimat lange Zeit weitgehend unbekannt und beide waren mehr als bloß Wirtschaftswissenschaftler. Man könnte beide als Sozioökonomiken bezeichnen, wenn nicht Hayek eine tiefe Abneigung gegen das für ihn sinnentleerte Wort „sozial“ gehegt hätte.

Beide aber waren ohne Zweifel Gesellschaftstheoretiker und teilten die Überzeugung, dass eine gute Gesellschaft die individuelle Freiheit ihrer Mitglieder gewährleisten muss. Beide, Karl Polanyi und Friedrich Hayek, sind in privilegierten Familien aufgewachsen.

Polanyis großbürgerliches Leben endete mit den finanziellen Problemen und dem Tod seines Vaters. In Wien lebte er selbst in bescheidenen Verhältnissen und empfand zeit seines Lebens eine tiefe Sympathie für einfache Leute. Die Armut englischer Arbeiter in den 1930er-Jahren empörte ihn, das Selbstbewusstsein der Wiener Arbeiterinnen galt ihm als Zeichen zivilisatorischen Fortschritts. Es ist dies vermutlich der entscheidende Unterschied zu Friedrich Hayek und dessen zutiefst elitärer Weltsicht, die so manche Widersprüche in Hayeks Denken verständlich macht. So verwundert es beim ersten Lesen, dass in der berühmten Schrift „Die Verfassung der Freiheit“ aus dem Jahr 1960 festgehalten wird, dass 100 Jahre davor ein jahrtausendelanger Prozess freiheitlichen Fortschritts zum Ende gekommen sei. Wie kann ein intelligenter Mensch behaupten, so fragte ich mich, dass 1860, als halb Amerika noch eine Sklavenhalterge-

ILLUSTRATION: P. M. HOFFMANN

sellschaft war, die Freiheit herrschte und danach, als Schritt für Schritt bürgerliche, politische und soziale Freiheiten auf alle Menschen ausgedehnt wurden, diese Freiheit bedroht worden sein soll? Bismarck, Chamberlain, Lueger und andere Anti-Sozialisten – all sie stehen für Hayek für den Siegeszug sozialistischen Denkens?

Das erscheint unlogisch und erklärt sich nur, wenn wir verstehen, dass für Hayek Zivilisation und Ungleichheit Hand in Hand gehen. Es gab Aristoteles und belebte Plattenbesitzer, weil sie von Sklaven bedient wurden; es gibt Pyramiden und Eisenbahnen, weil Bauern und Arbeiter geschunden wurden. Wenn an die Stelle einer auf Ungleichheit basierenden Zivilisation Gleichmacherei tritt, dann zerstöre dies Kultur und Gemeinwesen – Bismarcks Reformen waren ein erster Schritt, die bolschewistische Diktatur der unvermeidbare zweite. So war es für Wiens Bürgertum in der Zwischenkriegszeit Ausdruck von Kulturverfall, wenn Hausangestellte gleiche Rechte haben wie ihre Arbeitgeber. Man stelle sich vor, wie bedrohlich es gewirkt haben muss, dass ein zutiefst bürgerlicher, ja großbürgerlicher Bezirk wie Währing durch die Einführung des allgemeinen Wahlrechts plötzlich einen sozialdemokratischen Bezirksvorsteher hatte. Es ist wohl dieses Vorurteil von der Überlegenheit der traditionellen Eliten (ergänzt im modernen Kapitalismus um einige Aufsteiger), die Hayek im Vorwort zum „Weg zur Knechtschaft“ veranlassten, Anzeichen des Totalitarismus schon im Roten Wien zu sehen, als dieses versuchte, durch Sozial- und Schulreformen allen die gleichen Chancen auf Freiheit zu eröffnen.

Während Hayek nach vielen Demütigungen und Enttäuschungen schlussendlich auf der Seite der Sieger landete, genoss Polanyi nur am Ende des Zweiten Weltkriegs kurzzeitig die Illusion, auf der Seite der Geschichte und der Sieger zu stehen. Der Wirtschaftsliberalismus war durch die Weltwirtschaftskrise diskreditiert, ein demokratischer Neubeginn, der die destruktive Macht von Märkten eingrenzt, nahe liegend. Doch mit dem Kalten Krieg, der McCarthy-Ara und der damit verbundenen Hexenjagd auf linke Intellektuelle in den USA wurde rasch klar, dass in den westlichen Demokratien keine grundlegende Abkehr von einer autoritären Verwaltung und einer durch Konsum und Marktkräfte dominierten Gesellschaftsordnung stattfinden wird.

Während Wirtschaftsliberale wie Ludwig von Mises, Hayeks Mentor in der Zwischenkriegszeit in Wien, schon früh (Kalte) Krieger waren, die den Kommunismus bekämpften, interessierte Hayek die Kritik der Zentralverwaltungswirtschaft nicht, da er ihr Scheitern als gewiss voraussah. Vielmehr identifizierte Hayek einen anderen Gegner, nämlich die damalige gesellschaftliche Mitte, den fortschrittoptimistischen Mainstream. Noch 1947 liebäugelte die deutsche Christdemokratie im Ahlener Programm mit antikapitalistischer Programmatisierung, und Italiens Christdemokraten machten in Italiens Verfassung die Arbeit und nicht den Markt zur Grundlage der freiheitlichen Nachkriegsordnung. Alle westlichen Wirtschaftsordnungen der Nachkriegszeit basierten auf der Idee einer gemischten Wirtschaft, in der verstaatlichte Industrien und Banken und ein gemeinwirtschaftlicher Sektor einhergingen mit Marktwirtschaft und Welthandel. In diesem Umfeld sahen sich selbst Neoliberale wie Ludwig



Ausgerechnet die Rückkehr des Wirtschaftsliberalismus, die er selbst für undenkbar hielt, hat die Renaissance des Werks von Polanyi beflügelt

Zur Person

Andreas Novy

ist Vorstand des Instituts Multi-Level Governance and Development und Präsident der Internationalen Karl-Polanyi-Gesellschaft



Ökonom Ludwig von Mises: Hayeks Mentor war von Anfang an ein Kalter Krieger



Walter Lippmann: Auch Liberale wie er waren keine Anhänger des Laissez-faire

Erhard genötigt, ihr wirtschaftspolitisches Leitbild als soziale Marktwirtschaft zu bezeichnen: eine Gesellschaft, in der möglichst viel über Märkte reguliert wird, gleichzeitig aber anerkannt wird, dass sozialpolitische und monopolverhindernde staatliche Eingriffe notwendig sind.

Hier setzt Hayek, in frontaler Opposition zum Zeitgeist, an und kritisiert Christ- und Sozialdemokraten sowie Sozialliberale dafür, in ihrer Naivität zu übersehen, dass marktbeschränkendes Handeln und der Ausbau staatlicher Sozial- und Wirtschaftspolitik unweigerlich in Totalitarismus enden müssen. Anfangs belächelt, dann zusehends akzeptiert, setzten von Mises und Hayek eine duale Weltsicht von „gut“ und „böse“ durch, wonach es nur einen Weg zur Freiheit oder einen zur Knechtschaft, d.h. den Totalitarismus, gebe. Da der Weg zur Freiheit nur in Marktwirtschaften verwirklichbar sei, führt jeder Eingriff in Markt und Wettbewerb langfristig zu Totalitarismus. Hayeks politische Leistung bestand darin, jegliches marktbeschränkende Handeln als tendenziell totalitär zu denunzieren. Heute ist dieses Denken vorherrschend: Große Teile von Politik, Medien und öffentlicher Debatte sind durch neoliberalen Denkmuster geprägt. Die Vermarktlichung aller Lebensbereiche, wie zum Beispiel die Vermietung des eigenen Schlafzimmers, hätte im 20. Jahrhundert vermutlich als Rückschritt in die elenden Zeiten der Bettgeher gegolten. Heute steht Airbnb für die Avantgarde des digitalen Kapitalismus.

Es ist bemerkenswert, dass genau diese, für Polanyi eigentlich undenkbare Rückkehr des Wirtschaftsliberalismus Polanyis eigene Renaissance befördert hat. Mehr als nach 1944 ist er heute zur Quelle der Inspiration für Kritiker des Wirtschaftsliberalismus geworden. Dies liegt wesentlich an der Heftigkeit der Finanzkrise 2008, die selbst der ehemalige US-Notenbankpräsident Greenspan in einem erstaunlich ehrlichen Moment auf den illusionären Glauben an die Selbstregulierung von Märkten zurückführte.

Kaum ein anderer Theoretiker hat so viel wie Polanyi beizutragen zum Verständnis der aktuell erneut zu beobachtenden, aber eigentlich als undenkbar angesehenen Synthese aus freiheitlichem Wirtschaftsliberalismus („mehr Markt und Freiheit“) und autoritären, reaktionären, teilweise sogar faschistischen Strömungen („Ordnung und Abschottung“). Ist es denkbar, dass Illiberalität und Neoliberalismus gleichermaßen dominant werden? Und welche Dynamiken ermöglichen Entwicklungen, wie wir sie mit unterschiedlichen Ideologien und unterschiedlichen Ausprägungen in der Türkei, Ungarn, Russland und den USA beobachten?

Hayek und Polanyi helfen hierbei weiter. Beginnen wir bei Hayek. Dieser und andere Liberale wie Walter Lippmann waren nicht nur Anhänger des Laissez-faire, sondern sie identifizierten – wie Polanyi – eine der Ursachen des Niedergangs des Liberalismus im Festhalten an dieser illusorischen Ideologie. Hayek forderte mehr Staat, aber eben ein ganz bestimmtes staatliches Handeln, nämlich eine souveräne staatliche Autorität, um die notwendigen Maßnahmen für funktionierenden Wettbewerb zu planen. Hayek war kein Verfechter einer simplen „Mehr privat, weniger Staat“-Idee. Nicht nur Polanyi, auch Hayek hatte grundsätzlich kein Problem mit einem handlungsfähigen Staat, schon gar nicht, wenn Neoliberale an seinen Schalthebeln

sitzen. Wohl aber interessierte ihn, was dieser Staat tut und wofür staatliche Macht eingesetzt wird. Freiheit ist für Hayek die Abwesenheit von Zwang, und zwar staatlich, dem sich Individuen nicht entziehen können. In freiheitlichen Gesellschaften regieren der Rechtsstaat und freiwillige Beziehungen zwischen Menschen. Willkürliche Macht von Regierungen und Bürokratien sollten auf ein Minimum beschränkt werden. Deshalb stellen für ihn demokratische Regierungen oftmals eine größere Gefahr für Freiheits- und Eigentumsrechte dar als Diktaturen. Das Mietrecht, das die Monarchie 1917 einführt und viele Menschen vor der Delegierung rettete, sah er als schlechende Enteignung. So ist auch seine Sympathie für autoritäre Regierungen, die Marktfreiheit herstellen, wie zum Beispiel Diktator Pinochet in Chile 1973, nicht verwunderlich.

Auch Polanyi ist in seinen Analysen vor allzu einfachen Erklärungen nicht gefeit. So sieht er eine unauflösliche Spannung zwischen Kapitalismus und Demokratie, wos nach entweder Kapitalismus oder Demokratie zu opfern seien. Der Möglichkeit eines institutionalisierten Klassenkompromisses widmete er wenig Aufmerksamkeit. Doch gleichzeitig hat er in seiner Zeit als Redakteur des *Oesterreichischen Volkswirts* gelernt, verschiedene Perspektiven einzunehmen, um unterschiedliche Interessen zu verstehen. Diese Herangehensweise führte ihn zu pragmatischen Analysen, in denen nicht das Wahre und Gute, sondern das jeweils historisch Mögliche angestrebt wurde. Anschaulich zeigte er dies anhand des britischen Generalstreiks 1926, bei dem keine Seite einen Ausweg anzubieten hatte – was wesentlich zum Sieg der Unternehmer, aber auch zum wirtschaftlichen Niedergang Englands beitrug. Zielführend ist daher vor allem eine Lesart Polanyis, die den antidogmatischen Charakter seines Denkens betont. So stört Polanyi am marktfundamentalen Denken in erster Linie der Fundamentalismus. Das Dogmatische der Liberalen störte ihn ebenso wie der marxistische Dogmatismus und die Idee einer Zentralverwaltungswirtschaft. Hier scheute er sich nicht, von Mises in diesem Punkt recht zu geben.

Das Recht auf eine eigene Meinung, auf Nonkonformismus sind für Polanyi hohe Werte. Die Alternative zum Dogmatismus der Neoliberalen darf kein anderer Dogmatismus sein, sondern besteht darin, öffentliche Debatten anzustoßen. Hayek war ein scharfer Denker, der wichtige Beiträge zum Verständnis von Marktwirtschaften geleistet hat. Es wäre fatal, würden Kritiker des Neoliberalismus Hayek nicht studieren und aus seinen Einsichten nichts lernen. Es zeigt sich aber gleichzeitig, dass die von Hayek begründete Denkweise dazu geführt hat, alle Lebensbereiche als Markt zu denken, alle Beziehungen unter Nutzengepunkt zu bewerten.

Mit der Vermarktlichung aller Lebensbereiche wird die Etablierung einer totalitären Marktordnung eine reale Gefahr. Hier hilft Polanyi, eine Grenze zu setzen, die angesichts von Fake News und Klimawandelleugnung höchst notwendig ist: Wenn nämlich selbst Wahrheit zur Ware wird, die käuflich ist, dann bedroht dies Wissenschaft. Wenn Lügen als Methode so lange angewandt wird, als sie sich rechnet, Stimmen oder Umsatz bringt, gefährdet dies Demokratie. Die Kritik des Totalitarismus, Kernthemen von Hayek und Polanyi, sind heute erneut hoch aktuell.



Karl Polanyi, Ludwig von Mises und die Frage der Planung

Der marktgläubige Ökonom und der marktkritische Wirtschaftshistoriker führten eine Auseinandersetzung über die Möglichkeit einer sozialistischen Rechnungslegung

ESSAY: PETER ROSNER

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und dem politischen Zusammenbruch einiger europäischer Staaten schien eine sozialistische Umgestaltung möglich. In Russland gelang es den Kommunisten, ihre Macht zu konsolidieren. In Deutschland hatten die beiden sozialistischen Parteien zunächst über 40 Prozent der Stimmen, in Österreich war die Sozialdemokratie in der Nationalversammlung 1919 die größte Partei und anschließend ab 1920 die zweitgrößte Partei im Parlament. Die Vorstellung von einem Übergang zu einer sozialistischen Gesellschaft war in den drei sozialdemokratischen Parteien eine Selbstverständlichkeit.

Aber was ist eine sozialistische Gesellschaft? Sie wird produktiv sein, und sie

wird gerecht sein. Die kapitalistische Gesellschaft hat keines dieser beiden Charakteristika. Sie ist unproduktiv, weil es zu viele kleine Unternehmen mit alten Technologien gibt, und sie ist ungerecht, weil sie arbeitslose Einkommen ermöglicht. Das war wohl das zentrale Credo sozialistischer Vorstellungen in Deutschland und Österreich. Dabei konnte man sich auf Karl Marx stützen.

Nicht auf Marx konnte man sich stützen, wenn es um die Organisationsform der anzustrebenden Gesellschaft ging. Darüber hatte er nicht geschrieben. Klar war, dass es eine geplante Gesellschaft sein würde. Der Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft ist ein bewusster Akt. Er passiert nicht einfach

hinter dem Rücken der historischen Akteure, wie die Ablösung des Feudalismus durch den Kapitalismus.

Es gab eine weite Diskussion zu diesem Thema. Karl Polanyi, Sozialist, aber kein Marxist, hat in einem 1922 erschienenen Artikel in dem eher akademischen Journal *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* eine Vorfrage für jegliche sozialistische Planung untersucht: sozialistische Rechnungslegung. Die Frage war, wie denn eine Gesellschaft im Übergang zum Sozialismus Erfolge und Kosten der Wirtschaft darstellen kann. Das muss sie zur internen Planung und Kontrolle tun.

Auch wenn Polanyi ihn nie erwähnt hat, so kann man doch diesen Beitrag als eine Antwort auf eine zwei Jahre davor im glei-

chen Journal erschienene Arbeit von Ludwig Mises, „Die Wirtschaftsrechnung im sozialistischen Gemeinwesen“, betrachten. Mises argumentierte, dass zentral geplante Wirtschaften jegliche freie Wahl unterdrücken müssten. Sie seien auch ineffizient, weil sie jede Initiative einzelner Personen unterdrücken würden. 1922 erweiterte er seine Argumente zu einem Buch von 500 Seiten. Darin zelebrierte er seine Abneigung gegen gesellschaftliche Planung, gegen alle Ansätze eines Sozialstaats und gegen die katholische Kirche.

Polanyi bestätigte in seinem Artikel Mises: Eine zentral geplante Wirtschaft kann nicht funktionieren. Das begründete er nicht. Vielleicht war das für ihn selbstverständlich. Aber das war damals keine unmittelbare Aufgabe einer sozialistischen Partei, sieht man von der eben gegründeten Sowjetunion ab. Diese hatte ihre Macht konsolidiert, war aber eingestandenermaßen nicht in der Lage, eine zentrale Planung zu organisieren. Sie hatte deshalb eine Freigabe der Produktion für Märkte beschlossen – die Neue Ökonomische Politik.

Während Mises aus der Unmöglichkeit detaillierter Planung auf die Unmöglichkeit sozialer Reformen schloss, stellt Polanyi die Frage, wie Vorstellungen sozialer Reformen in die Wirtschaftsstruktur einer Gesellschaft eingebaut werden können. Ob das möglich ist oder nicht, wird von ihm nicht untersucht. Wozu auch? Sozialistische Politik wäre unsinnig, wenn Reformen nicht möglich wären – die Schlussfolgerung von Polanyi.

Sozialistische Zielsetzungen benötigen jedenfalls eine Rechnungslegung zur Planung der Politik und zu ihrer Evaluierung. Das klingt heute trivial. Aber es gab damals keine wie immer geartete Rechnung über die wirtschaftliche Leistung von Regionen, Staaten, Wirtschaftssektoren. Es war nicht so sehr ein Mangel an Daten; vielmehr gab es keinen theoretischen Rahmen für deren Erhebung. Weder gab es Volkswirtschaftliche Gesamtrechnungen noch das System der Input-Output-Rechnung.

Polanyi untersuchte die Möglichkeiten der Rechnungslegung in einer Gesellschaft, in der nicht der maximale Profit das einzige Ziel ist, wie das die kapitalistische Wirtschaft kennzeichnet. Es gibt gesellschaftliche Zielsetzungen. Das sind solche der Produktion der Güter und Leistungen, deren Verteilung und auch eines sparsamen Umgangs mit Ressourcen. Es geht nicht um allgemeine Gerechtigkeitsprinzipien. Polanyi fragt nicht, wann jemandem etwas mehr zusteht und wer sich mit weniger begnügen muss, vielmehr geht es um die Versorgung aller mit elementaren Gütern. Angesichts der damals in Österreich herrschenden Not eine durchaus sinnvolle Herangehensweise.

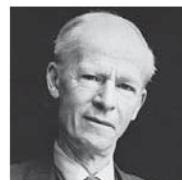
Die sozialistische Gesellschaft muss auch die Produktion bestimmter Güter anregen. Es gibt Güter, die im Kapitalismus nicht erzeugt werden, weil die Konsumenten nur als einzelne Individuen von den Unternehmen angesprochen werden. Bei den von Polanyi angeführten Beispielen handelt es sich um öffentliche Güter, etwa um Bibliotheken, um eine Ausweitung des Konsums von Kulturgütern für breitere Schichten der Bevölkerung. Das war für die österreichische Sozialdemokratie wichtig – Theater, Museen, Musik usw. Rascher Modewechsel, verführerische Werbung und Ähnliches werden abgelehnt. Das wirkt heute vielleicht eigenartig, ein bisschen altbacken. Aber auch hier gilt: Die reale Not der ärmeren Bevöl-



Eine zentral geplante Wirtschaft ist abzulehnen. Aber Polanyis Frage bleibt: Wie werden Entscheidungen kollektiv getroffen, wenn man sich nicht mit einer reinen Marktgesellschaft zufriedengibt?

Zur Person

Peter Rosner, geboren 1948, war Professor am Institut für Volkswirtschaftslehre an der Universität Wien. Publikationen zur Sozialpolitik und Geschichte ökonomischer Theorie



G.D.H. Cole, englischer Sozialist und Ökonom, beeinflusste Karl Polanyi



Auf Karl Marx konnte sich in Fragen der Wirtschaftsrechnung niemand stützen

kerung machte Eingriffe in die Struktur der realen Produktion wünschenswert. Es sollen nicht Luxusgüter für wenige erzeugt werden, wenn es zu wenige Güter für die Massen gibt.

Polanyi unterscheidet zwei Aspekte der Rechnungslegung. Der eine betrifft die Kosten der Produktion, der andere die Bewertung der sozialen Ziele. Er sucht nicht eine Theorie der „wahren“ Kosten. Das sei eine Frage der ökonomischen Theorie, zu der er nichts zu sagen habe. Ohne es explizit anzuführen, ist das eine Ablehnung der bei Sozialisten im deutschen Sprachraum dominierenden Arbeitswertlehre von Marx. Aber es ist auch eine Ablehnung der von Mises vertretenen Variante der österreichischen Nutzentheorie: Nutzen ist subjektiv. Daher könne nicht über gesellschaftlichen Nutzen gesprochen werden, da dabei eine intersubjektive Messung vorausgesetzt wird.

Es wird von Polanyi festgehalten, dass die politische Fixierung mancher Preise die Rechnungslegung nicht beeinträchtigt, da sie im Rahmen der Produktionsketten nach vorn weiterwirken. Die Höhe des Preises eines Vorprodukts beeinflusst die Kosten der weiteren Produktionsstufen und damit den Preis des Endprodukts. Die Kosten können so von einer Stufe zur nächsten addiert werden. In dem heutigen Begriff von „Wertschöpfung“ eines Bereichs der Wirtschaft ist das eine Selbstverständlichkeit. Er ist unabhängig von der zugrundeliegenden Werttheorie. Für Mises hingegen ist auch nur der geringste Versuch einer Preisfestlegung der kleine Finger, der dem Teufel gegeben wird – der dann die ganze Hand ergreift. Polanyi weist darauf hin, dass es immer Eingriffe in Preise gab, nämlich Zölle und Steuern.

Die Rechnungslegung bezweckt, dass die planende Gesellschaft weiß, was sie produzieren kann und was die Kosten dieser Produktion sind; aber auch was die Kosten der sozialen Rechte sind. Ein von Polanyi gebrachtes Beispiel: Wöchnerinnen sollen frei Leibwäsche erhalten. Deren Produktionskosten müssen die Stückkosten der verkauften Leibwäsche erhöhen. Die Rechnungslegung soll eine Anleitung für konkretes Handeln sein. Das von Polanyi gewählte Beispiel dürfte nahe den damaligen Diskussionen in Wien gewesen sein. Diese Maßnahme wurde zwar nie getroffen, aber 1927 wurde in Wien ein Säuglingswäsche-Paket beschlossen („Kein Wiener Kind darf auf Zeitungspapier geboren werden“). Es geht um realisierbare Besserstellungen der Ärmsten, nicht um eine fundamental andre- re Gesellschaft.

Es bleibt die Frage nach der Organisierung der vorzunehmenden Bewertungen und der damit verbundenen wirtschaftlichen Entscheidungen. Bei Mises ist es klar. In einer sozialistischen Gesellschaft kann es nur ein Zentrum geben, das alle Entscheidungen trifft. Jede dezentrale Struktur kollektiver Entscheidungen würde Konflikte zwischen den Akteuren provozieren. In einer reinen Marktwirtschaft benötigt man sie nicht.

Wer sich jedoch damit nicht zufrieden gibt, ist verpflichtet, Ideen für dieses Problem zu liefern. Polanyi tut das in dieser Arbeit. Er unterscheidet zwischen zwei Gruppen von Akteuren. Die einen sind die regionalen politisch-administrativen Einheiten. Sie legen die gesellschaftlichen Zielsetzungen fest. Er spricht von Kommunen. Die anderen sind die Verbände der Produzenten. Diese Verbände sollen als autonome Ak-

teure der Wirtschaft miteinander Verträge über zu liefernde Güter und deren Preise abschließen. Bei dieser Vorstellung spielte die damals verbreitete Idee der Arbeiterräte als Leiter der Produktionsplanung eine Rolle. Sie sollen das Problem der Produktivität lösen. Polanyi betont, dass derartige Verbände Güter mit höherer Produktivität fertigen können als die kleinen Unternehmen unter Konkurrenz. Da sie nicht Profit anstreben, fällt der Profit der kapitalistischen Monopole und Syndikate weg. Er greift hier zu syndikalistischen Vorstellungen, wie sie G.D.H. Cole in England vertrat, mit dem Polanyi viel Kontakt hatte. Auch Otto Bauer war davon beeindruckt, weil der Syndikalismus ein Weg schien, die Arbeiter wirtschafts- und sozialpolitisch zu organisieren und doch nicht dem Staat zu unterwerfen.

Eine solche Organisationsstruktur bringt Konflikte. Jeder Verband will das für seine Seite Beste. Da hilft auch beste sozialistische Gesinnung nicht viel. Polanyi hat das gewusst. Er sieht eine Hierarchie von Entscheidungsträgern vor, vergleichbar einem gerichtlichen Instanzenzug. Bei Konflikten müssen höhere Gremien regulierend eingreifen. Dieser Punkt wurde noch in zwei weiteren kleinen Aufsätzen in dem Journal diskutiert.

Was ist davon fast 100 Jahre später zu halten? Recht zu geben ist Mises und Polanyi bei deren Ablehnung einer zentral geplanten Wirtschaft. Zu schrecklich waren die Versuche der letzten 100 Jahre. Polanyis Vorschlag für Verträge zwischen Wirtschaftssektoren sind fragwürdig. In einer kleinen, geschlossenen Wirtschaft mag das funktionieren. Die Preisregulierung in Österreich durch die Paritätische Kommission in den 60er- und 70er-Jahren des vorigen Jahrhunderts, bei der unter der Aufsicht der zentralen Interessenverbände die jeweiligen Branchen über Preise und Löhne verhandelten, kann vielleicht als Beispiel für ein Funktionieren eines solchen Systems angeführt werden – ganz ohne eine sozialistische Zielsetzung. (Wissen Leser und Leserinnen unter 60, dass es so etwas gab?) In einer offenen Wirtschaft geht das nicht.

Aber die Fragestellung von Polanyi hält. Wenn man sich nicht mit den Resultaten einer reinen Marktwirtschaft zufriedengibt, wofür gute Gründe vorliegen, müssen Entscheidungen auf kollektiver Ebene getroffen werden. Wir kommen nicht um die Entscheidung herum, wie viele CO₂-Partikel in nächster Zeit in der Atmosphäre deponiert werden. Mises weiß um dieses Problem. Er schreibt, dass eine Region beschließen kann, ein Kraftwerk nicht zu bauen, weil ein schöner Wasserfall damit zerstört würde. Er betrachtet es als ein lokales Problem, das nicht große Unruhe in das schöne Funktionieren der Marktwirtschaft bringen wird. Gnädig erlaubte er es.

Wir haben gesellschaftliche Ziele bei Gesundheit, Bildung, Pflege, Reduktion von Armut und anderen Aspekten der Wohlfahrt. Sie erfordern kollektive Entscheidungen. Für diese bedarf es eines Rechnungswesens. Das ist heute eine Selbstverständlichkeit in der Ökonomie, sieht man von den Predigern der reinen Marktwirtschaft ab. Leider gibt es nur wenige brauchbare Vorstellungen, wie kollektive Entscheidungsfindung konzipiert werden kann. Sicher ist, dass weder eine reine Marktwirtschaft noch eine zentrale Planwirtschaft gut sind. Erstere lässt die Fragen nach gesellschaftlicher Wohlfahrt nicht zu, Letztere akzeptiert nur einen Entscheidungsträger.



Karl Polanyi & John Maynard Keynes: Zwei gegen den Mainstream

Grundsätzlich sind beide marktskeptisch, aber ihre Kritik ist abgestuft. Der Ökonom Keynes setzt auf den Staat, der Wirtschaftshistoriker Polanyi konzentriert sich auf Machtverhältnisse in der Gesellschaft

TEXT: ELISABETH SPRINGER

Der Ausbruch der letzten großen Finanz- und Wirtschaftskrise ist mittlerweile zehn Jahre her. Die Ökonomien Europas verzeichneten nun in den letzten Quartalen, wenn auch auf unterschiedlichem Niveau, ein positives wirtschaftliches Wachstum. Die Asymmetrien in Europa sind jedoch weiter allgegenwärtig und zeigen sich insbesondere in der Höhe der Arbeitslosenquoten und im Bruttoinlandsprodukt je Einwohner. So sinkt das Zentrum Europas mit Ländern wie Österreich und Deutschland auf Arbeitslosenquoten (gemessen nach der EU-Methode) von 4,7 bzw. 3,4 Prozent im Mai 2018, während Griechenland knapp unter 20 Prozent liegt und Spanien bei circa 15 Prozent (Quelle: OeNB).

Die Analysen von John Maynard Keynes in seiner „Allgemeinen Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes“ (1936) wurde unmittelbar nach dem Ausbruch der Krise oft zitiert und bei der Suche nach wirtschaftspolitischen Alternativen und ei-

nem alternativen Blick auf die Ökonomie abseits deregulierter Märkte herangezogen. Keynes wendet sich gegen die Annahme, die Geldpolitik könne als Allheilmittel gegen einen wirtschaftlichen Einbruch dienen, und zeigt die Notwendigkeit des staatlichen Eingriffs für die Überwindung von Krisen auf. Karl Polanyi, der im Vergleich zu Keynes nur sehr eingeschränkt als Theoretiker zur Überwindung der globalen Finanz- und Wirtschaftskrise herangezogen wurde, hat in seinem Werk „Die Große Transformation“ (1944) ebenso vor der Illusion gewarnt, freie Märkte und die fortschreitende Deregulierung internationaler Finanzmärkte bei einer kontinuierlichen Zurückdrängung des Staates könnten zu einer stabil fortschreitenden kapitalistischen Entwicklung beitragen. Mehr noch als Keynes sieht er diese Kombination als Unmöglichkeit an.

Während sich sowohl der Ökonom Keynes als auch der Wirtschaftshistoriker Polanyi als Alternativen zum herrschenden ökonomischen Mainstream erweisen, ist

die Graduierung ihre Kritik unterschiedlich. Keynes sieht als wesentlichen Betrachtungspunkt für die Stabilisierung einer Ökonomie die Konzentration auf die Elemente der gesamtwirtschaftlichen Nachfrage. Wenn der Staat einspringt, kann er die wirtschaftliche Entwicklung einer Volkswirtschaft stabilisieren. Die wird notwendig im Fall einer aufgrund falscher oder schlechter Erwartungen an die Zukunft reduzierten privatwirtschaftlichen Investitionstätigkeit, im Fall von durch steigende Arbeitslosigkeit bedingtem geringem Konsum und damit verbundenen sinkenden Einkommen und im Fall einer geringen Exporttätigkeit wie bei einer internationalen Krise. Die wesentlichen Voraussetzungen für diese vorgeschlagenen fiskalischen Maßnahmen bietet der institutionelle Rahmen einer Marktwirtschaft. Aus einem keynesianischen Blickwinkel betrachtet, ist der Marktmechanismus mit Regulativen und einem starken Staat zähmbar, und Deregulierungsmechanismen können institutionell abgefedert werden.

Für Polanyi ist die Entwicklung hin zu einer freien Marktwirtschaft nicht nur für die wirtschaftliche Entwicklung problematisch, sondern er sieht darin eine Utopie, die das Gefüge zwischen Gesellschaft und Ökonomie untergräbt und das Aufeinanderprallen der heterogenen Interessen der Marktteilnehmer nach sich zieht. Das Überwinden der Utopie des selbstregulierenden Marktes bedeutet schließlich die große Transformation der Gesellschaft. Die Argumentation Polanyis ist somit auf das Verhalten von unterschiedlichen Akteursgruppen im gesellschaftlichen Prozess und deren Machtverhältnisse gerichtet, während Machtverhältnisse bei Keynes keine aktive Rolle spielen. Die Lösung kann daher aus dem Blickwinkel Polanyis nicht in der Einführung von Regulativen zur Zähmung des Marktes liegen, sondern die Gesellschaft mit demokratischen Wertvorstellungen unterwirft durch ihr Regulativ die Marktkräfte. Ausgangspunkt ist für Polanyi die merkantilistische Gesellschaft, denn der Industriekapitalismus ist bereits die Ausformung des Projekts der Liberalisierung und Deregulierung (= Selbstregulierung) der Märkte. Im Merkantilismus hingegen, war „das wirtschaftliche System (...) in den allgemeinen gesellschaftlichen Verhältnissen eingebettet; die Märkte waren bloß ein zusätzlicher Faktor eines institutionellen Rahmens, der mehr denn je von der gesellschaftlichen Macht kontrolliert und reguliert wurde“ (Polanyi, 1977, S. 101).

Im Zentrum der Funktionsweise selbstregulierender Märkte liegt bei Polanyi die Annahme von Arbeit, Boden und Geld als fiktive Waren. Polanyi sieht hier den Trugschluss, denn „Arbeit, Boden und Geld (sind) ganz offensichtlich keine Waren“ (Polanyi, 1977, S. 107). Auch Keynes rückt bei seinen Betrachtungen den Arbeitsmarkt und die Frage nach der Bedeutung des Geldes in den Mittelpunkt, wobei sich einige Parallelen ziehen lassen.

„Arbeit ist bloß eine andere Bezeichnung für eine menschliche Tätigkeit, die zum Leben an sich gehört, das seinerseits nicht zum Zwecke des Verkaufs, sondern zu gänzlich anderen Zwecken hervorgebracht wird“, definiert Polanyi (1977, S.107) den Trugschluss um die Bedeutung der Arbeit in selbstregulierenden Märkten. Er zeigt, dass der Arbeitsmarkt der letzte der Märkte war, der durch den Industriekapitalismus liberalisiert wurde. Doch die Besonderheit des Marktes und seine unmittelbare Betroffenheit für die Gesellschaft hat dazu geführt, dass weitere Regelungen zum Schutz der Gesellschaft vor der Liberalisierung eingeführt werden mussten. Die deshalb gegründeten Gewerkschaften und Arbeitsschutzgesetze torpedieren die Selbstregulierung des Marktes und führen dazu, dass die Gesellschaft und die Marktmechanismen in einem dauerhaften Konflikt stehen. Der steigernde Wunsch der Liberalisierung trifft auf eine steigende Komplexität in der Abfederung der gesellschaftspolitischen Maßnahmen zur Abfederung der negativen Effekte.

Während Polanyi somit ein dauerhaftes Spannungsverhältnis der konkurrierenden Kräfte selbstregulierender Markt und des staatlichen Regulativ zur Absicherung der Gesellschaft in den Mittelpunkt rückt, geht zwar auch Keynes bei der Betrachtung des Arbeitsmarktes von einem besonderen Markt aus, doch er fokussiert auf die Diskrepanz zwischen mikro- und makroökonomischer Betrachtungsweise und plädiert auch hier für eine institutionel-



Analysiert man die Finanzkrise mit dem Instrumentarium Polanyis, entdeckt man eine zweifache Ungerechtigkeit: Kapitalisten und Rentiers profitieren doppelt vom deregulierten Markt

Zur Autorin

Elisabeth Springer ist Ökonomin und Studiengangsleiterin an der FH des bfi Wien für den BA und MA Studiengang Europäische Wirtschaft und Unternehmensführung. Davor war sie Universitätsassistentin an der Wirtschaftsuniversität Wien, Marshallplan Chair an der Universität von New Orleans, Louisiana, und in der volkswirtschaftlichen Analyseabteilung der Österreichischen Nationalbank. Derzeit ist sie auch Mitglied im Österreichischen Fiskalrat sowie im Finanzmarktstabilitätsräum

le Abfederung. Beispielsweise führen bei Keynes sinkende Löhne, die positiv für ein Unternehmen wären, da sich dessen Kostenstruktur verbessert, zu einem Absinken des Lohneinkommens und bewirken damit einen Konsumausfall aus makroökonomischer Sicht. Mit dem Blick auf wirtschaftliche Entwicklung, gilt es daher auch bei Keynes, wenn auch aus einem anderen theoretischen Zusammenhang, Arbeitsschutzgesetze und andere institutionelle Abfederung wie Gewerkschaften zu implementieren. Für Polanyi ergibt sich eine Doppelbewegung, während der Markt sich erweitert, stößt „diese Bewegung auf eine Gegenbewegung, die diese Expansion in bestimmten Richtungen bremste“ (Polanyi, 1977, S. 182). Anders als in der Analyse von Polanyi legt Keynes auch hier kein Augenmerk auf das dauerhafte Spannungsverhältnis und die dynamische Interaktion entfesselter Marktkräfte und gesellschaftlicher Gegenbewegung, vielmehr sieht er den institutionell geschaffenen Rahmen als beständigen Puffer gegen die Herrschaft des Marktes.

Wendet man die Einsichten beider Ökonomen bei der Frage nach den Hauptursachen für die Finanz- und Wirtschaftskrise von 2008/2009 an, so rückt die Bedeutung des Geldes und die Diskussion um das spekulative Verhalten internationaler Finanzmärkte in den Mittelpunkt. Sowohl Polanyi als auch Keynes sehen im Gegensatz zum ökonomischen Mainstream Geld als Kredit und damit Verschuldungsbeziehung an. Für Keynes ergibt sich das spekulative Element durch die Unsicherheit von Investoren. Diese bedienen sich zur Verringerung ihrer Unsicherheit internationaler Finanzmärkte, auf denen sie ihre weniger liquiden Investitionen in liquide Finanztitel zu konvertieren versuchen. Herdenverhalten auf internationalen Finanzmärkten schürt die spekulative Blasenbildung weiter.

Auch Polanyi bezieht sich bei seiner Erklärung für spekulative Verhalten auf die Bedeutung internationaler Finanzmärkte, die durch die Globalisierung an Bedeutung gewinnen und für Kapitalisten und Rentiers eine breitere Möglichkeit eröffnen, von diesem deregulierten Markt zu profitieren. Diese profitieren doppelt, denn die beschriebene Gegenbewegung der Nationalstaaten zur Reduktion der gesellschaftlichen Effekte der Deregulierung auf nationalstaatlicher Ebene führt auch zu Investitionszuschüssen. Die gesellschaftliche Gegenbewegung unterstützt somit letztendlich die Mechanismen der Profiteure der Deregulierung und verstärkt nach Polanyi die Verteilungsgerechtigkeiten zwischen den wirtschaftlichen Klassen.

Verstärkt wird die Entwicklung des spekulativen Verhaltens und der steigenden funktionalen Einkommensungleichheiten den Analysen von Polanyi und Keynes zufolge durch den Goldstandard, der den internationalen freien Handel ermöglichen soll. Der Goldstandard schafft durch den fixen Wechselkurs zu Gold die Konvertibilität von internationalen Handelsgeschäften, während internationale Bilanzungleichgewichte durch die interne Abwertung von Lohneinkommen erfolgen soll. Rentiers und Kapitalisten, für Polanyi die Hochfinanz, die aus dem Geldadel als Residuum des Feudalsystems entstand, werden in diesem System gegenüber den Einkommen aus Lohnarbeit bessergestellt.

Verknüpft man die Kritik von Keynes und Polanyi am deregulierten internationalen Finanzsystem mit den theoreti-

schen Mängeln eines Systems des Goldstandards und legt diese auf die heutige Zeit um, ergibt sich eine Erklärung für die asymmetrische Entwicklung in Europa und für die Wirtschafts- und Finanzkrise von 2008/2009. Die Entwicklung der Eurozone und deren standardökonomische Untermauerung als optimales Währungsgebiet kann als Weiterentwicklung des Goldstandards nach der Argumentation von Keynes und Polanyi angesehen werden. Durch die Konvertibilität von Handelswaren in Euro, der quasi das Gold im System des Goldstandards darstellt, wird die ungleiche Entwicklung zwischen Handelswaren und damit jene zwischen Rentiers und Kapitalisten gegenüber Lohneinkommen weiter vorangetrieben. Die wirtschaftliche Entwicklung einer Ökonomie ist nicht zwingend mit der gesellschaftlichen Entwicklung in Form von steigender Beschäftigung und steigenden Löhnen verknüpft.

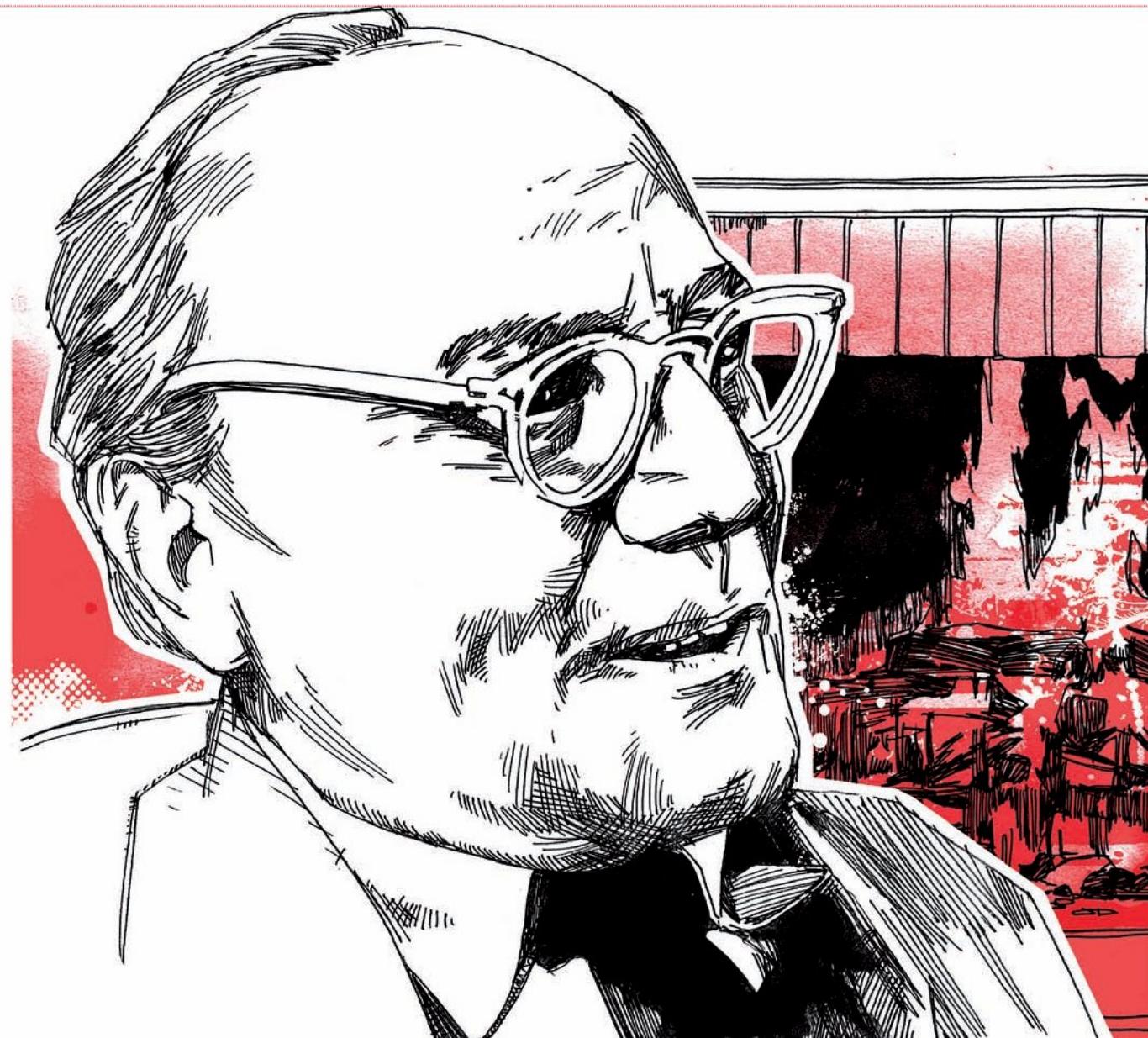
Polanyi argumentiert vor dem Hintergrund der Überwindung der Wirtschaftskrise der 1930er-Jahre, dass die Effektivität des New Deal und von fiskalischen Maßnahmen erst nach dem Aufbrechen des Goldstandards möglich gewesen seien. „Der New Deal hätte ohne ein Abgehen vom Goldstandard nicht verwirklicht werden können, obwohl die Valutafrage kaum eine besondere Bedeutung spielte“ (Polanyi 1977, S. 305). Damit bemühen sich sowohl Polanyi als auch Keynes nach dem Zweiten Weltkrieg um eine Neuordnung der Weltfinanzen, als Möglichkeit des *embedded liberalism* für Polanyi oder als *Keynesian Consensus*. Bretton Woods stellt eine wesentliche institutionelle Absicherung für die Funktionsweise liberalisierter Märkte dar, ebenso wie die von Keynes vorgeschlagene International Clearing Union, die den Ausgleich offener Forderungen und Verbindlichkeiten für Zentralbanken ermöglichen sollte. Dementsprechend stellen die letzten fast vier Jahrzehnte, seit den Deregulierungswellen der 1980er-Jahre, die das Europäische Projekt der Eurozone einschließen, eine Phase der *disembedded markets* dar, die Spekulation und Asymmetrien fördert.

Zitierte und weiterführende Literatur:

- Kalmbach, Peter (2011), Markt und Staat in zwei GTs: Keynes' General Theory und Polanyis Great Transformation, in: Keynes 2.0 – Perspektiven einer modernen keynesianischen Wirtschaftstheorie und Wirtschaftspolitik, Jahrbuch 23, Ökonomie und Gesellschaft, Metropolis: Marburg, 391–404.
- Keynes, John Maynard (1964 [1936]), The General Theory of Employment, Interest, and Money, A Harvest Book: Orlando.
- Polanyi Levitt, Kari (2006), Keynes and Polanyi: the 1920s and the 1990s, in: Review of International Political Economy, 13:1, 152–177.
- Polanyi, Karl (1977 [1944]), The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen, suhrkamp 1978 nach Europa Verlag: Wien.
- Pollin, Robert (2000), Globalization, Inequality and Finance Instability: Confronting the Marx, Keynes and Polanyi Problems in Advanced Capitalist Economies, Political Economy Research Institute (PERI), Working Paper Series, No. 8.
- Seccareccia, Mario / Correa, Eugenia (2017), Supra-National Money and the Euro Crisis: Lesson from Karl Polanyi, in: Forum for Social Economics, 46:3, 252–274.
- Thomasberger, Claus (2016), „Kritik der politischen Ökonomie“ nach Keynes und Polanyi, in: Truger et al (Hg.), Monetäre Makroökonomie, Arbeitsmärkte und Entwicklung, Festschrift für Hansjörg Herr, Series of the Research Network Macroeconomics and Macroeconomic Policies, Vol. 17, Metropolis: Marburg, 21–34.

Die US-amerikanische Sozialphilosophin Nancy Fraser ist einer der bedeutenden Köpfe der amerikanischen Linken. Was sie über Karl Polanyi sagte, versetzte ihren deutschen Kollegen Michael Brie in leichte Unruhe. Er schrieb diesen fiktiven Dialog

ESSAY:
MICHAEL BRIE



Karl Polanyi und Nancy Fraser

Es war an einem dunklen Berliner Herbstabend vor sechs Jahren, als Nancy Fraser in einer Lecture „Dreifachbewegung. Die politische Grammatik der Krise“ mit Bezug auf Karl Polanyi eine umfassende Deutung der heutigen historischen Situation vornahm. Sie saß in der überfüllten, etwas düsteren Halle einer früheren Brauerei in Berlins alter Mitte und stellte die Frage, warum es gegen den Neoliberalismus keine „Polanyi'sche“ Gegenbewegung des „Schutzes der Gesellschaft“ gebe. Hatte doch Polanyi für das 19. Jahrhundert von einer fast spontanen Form der Gegenwehr gesprochen, von oben wie von unten. Fabrikgesetzgebung, Arbeitszeitregulation, Ansätze hin zum Sozialstaat hatte er vermerkt. Im Augenblick der Etablierung „freier Märkte“ sei es sofort zu deren Eindämmung gekommen.

Nancy Fraser zählte an diesem Abend die heutigen Hindernisse einer solchen Gegenbewegung auf, eines nach dem anderen: das Fehlen entschiedener Führung einer solchen Gegenbewegung, die Fragmentierung der organisierten Arbeiterbewegung und die Entwertung der nationalen Kampfarenen. Aber alle diese Blockaden schienen ihr nicht hinreichend, um das Ausbleiben wirksamen Widerstands gegen den Neoliberalismus zu erklären. Zu groß doch die Not und viel zu gering die Gegenkräfte. Sie machte aber auch deutlich, wie suspekt ihr

„sozialer Schutz“ in seiner früheren Gestalt ist. Nicht noch einmal sollte eine Bewegung entfesselt werden, die in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg zu bürokratisierten, patriarchalen und auch rassistisch geprägten Wohlstands- und Entwicklungsstaaten geführt hatte. Waren nicht die neuen Bewegungen der 1960er- und 1970er-Jahre mit Recht dagegen Sturm gelaufen?! Eine bloße Wiederholung von Gegenbewegung schien Nancy Fraser gleichermaßen unmöglich und unerwünscht. Ein wirklicher Aufbruch sei nur möglich im Bündnis mit einer dritten Bewegung, mit den schon genannten Emanzipationsbewegungen. Diese Emanzipationsbewegungen seien aus den Auseinandersetzungen mit dem Nachkriegskapitalismus entstanden und würden „zu keinem der Pole der Doppelbewegung“ passen: „Indem sie Zugang und nicht Schutz verlangten, war ihr Hauptziel nicht die Verteidigung der ‚Gesellschaft‘, sondern die Überwindung von Herrschaft“. Zudem dürften befreiende Momente der Märkte nicht ignoriert werden, wenn sie sozialen Schutz auflösen, „der einen unterdrückenden Charakter hat“.

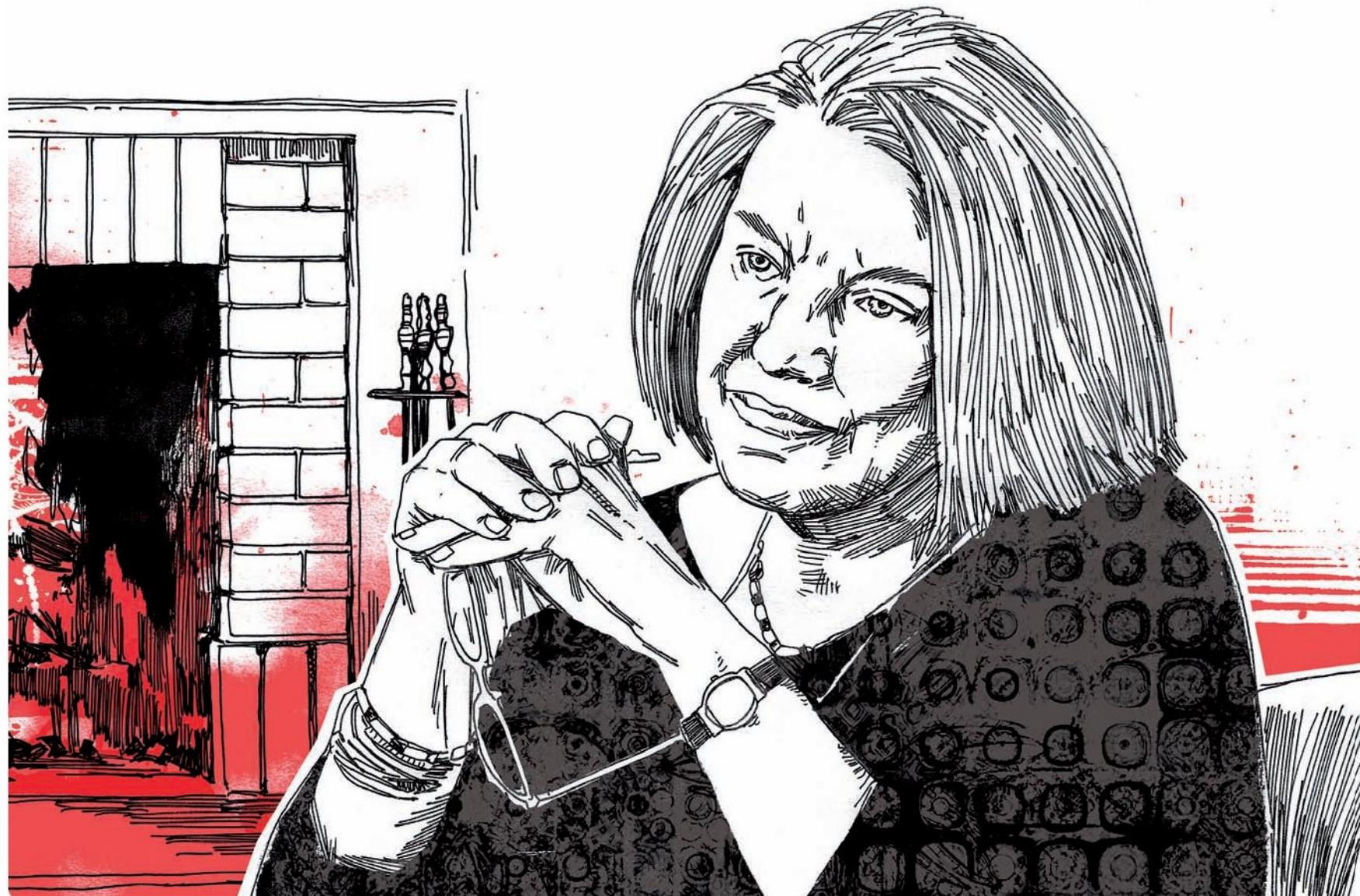
Ihre so gewonnene Zeitdiagnose beschrieb Nancy Fraser als Dreifachbewegung: „So wie Polanyis Denkfigur dient die Dreifachbewegung als analytisches Mittel, um die Struktur des sozialen Kampfes in der kapi-

Zur Person

Michael Brie, geb. 1954, Prof. Dr. habil., Sozialphilosoph, wissenschaftlicher Referent am Institut für Gesellschaftsanalyse der Rosa-Luxemburg-Stiftung für Geschichte und Theorie sozialistischer Transformation, Mitglied im wissenschaftlichen Beirat von Attac und im Kuratorium des Instituts Solidarische Moderne sowie der Leibniz-Sozietät

talistischen Gesellschaft zu gliedern. Aber anders als die Doppelbewegung skizziert sie einen dreiseitigen Konflikt zwischen den Befürwortern der Vermarktlichung, den Anhängern des sozialen Schutzes und den Parteigängern der Emanzipation. Das Ziel ist aber nicht nur ein höherer Grad des Einschlusses von Bewegungen. Es geht vor allem darum, die sich verändernden Beziehungen zwischen diesen drei Gruppen von politischen Kräften zu erfassen, deren Projekte sich überschneiden und miteinander kollidieren. Die Dreifachbewegung verdeutlicht, dass jede dieser Gruppen im Prinzip ein Bündnis mit einer der anderen gegen die dritte Gruppe eingehen kann.“ Davon ausgehend entwickelte sie dann ihre Vision eines neuen emanzipatorischen Projekts, das die berechtigten Anliegen nach Emanzipation, sozialem Schutz und individuellen Freiheitsrechten verbindet.

Gerade weil ich dieses Projekt für so wichtig halte, gab es während Nancy Frasers Vorlesung an jenem Abend einen Moment, der mich in Unruhe versetzte. Mir schien, als würde ein Gespräch mit einem Doppelgänger Polanyis stattfinden. Es war eine Nebenbemerkung Frasers, die mir auffiel: „Anders als Polanyi annahm, kann der Konflikt zwischen Vermarktlichung und sozialem Schutz ... nicht in Isolation von Emanzipation verstanden werden.“ Aber trifft dies wirklich den Kern von Polanyis Verständnis



im Dialog

der zentralen Konflikte seiner Zeit? Fehlte ihm die emanzipatorische Dimension? Hatte ich in seinem berühmten Buch „The Great Transformation“ nicht ganz anderes gelesen, ganz zu schweigen von seinen vielen Artikeln gegen den Faschismus aus den 1920er- und 1930er-Jahren?

In Nancy Frasers Rezeption erscheint Polanyi als ein schlichter Reformer, der die entfesselten Märkte in das Flussbett sozialer Dämme zurückzwingen will, gleichgültig gegenüber den konkreten Formen sozialer Eindämmung und Regulation – wenn sie denn nur dem zerstörerischen Wirken der Märkte Einhalt gebieten. In ihrer Darstellung wird die Doppelbewegung völlig eindimensional dargestellt. Roosevelts New Deal, Hitlers rassistisch-völkervernichtendes Projekt eines durch Großdeutschland beherrschten Eurasiens sowie der stalinistische Staatssozialismus werden unterschiedslos dem Pol der Gegenbewegung zugeordnet. Die zentrale Weichenstellung seiner Zeit sieht Polanyi aber gerade nicht zwischen Marktradikalismus und einer abstrakten „sozialen Gegenbewegung“, sondern zwischen Faschismus und Sozialismus, die beide „in einer Marktgesellschaft verwurzelt (waren), die nicht funktionieren wollte“. Dem Polanyi light der Doppelbewegung, so meine These, muss der wirkliche Polanyi gegenübergestellt werden, jener, der



*Mitscheint, dass
Nancy Fraser
Opfer des Erfolgs
einer allzu
vereinfachten
Polanyi-light-
Rezeption
geworden ist*

nach emanzipatorischen, die Freiheit solidarisch sichernden Auswegen aus der großen und die gesamte Zivilisation bedrohenden Krise seiner Zeit gesucht hat und genau deshalb heute noch von größter Bedeutung ist.

Mir scheint, dass Nancy Fraser Opfer des Erfolgs der allzu vereinfachten Polanyi-Light-Rezeption geworden ist. Es ist eine Lesart von Polanyi, die ihn auf die These von einer notwendigen „sozialen“ Eingrenzung der Auswüchse globalisierter Märkte, des Finanzmarkt-Kapitalismus und Neoliberalismus, zurechtschneidet und damit seines radikalen, an die Wurzel gehenden Gehalts beraubt. Heute wäre dies das Konzept einer Sozialdemokratie auf der Grundlage und unter Akzeptanz des Neoliberalismus – als einer „höchsten Form des Liberalismus“. Ein solcher Ansatz wird von Colin Crouch vertreten. Für ihn ist die Antwort auf die Herausforderungen aus Polanyis Werk ganz schlicht: „Wenn eine Zerstörung stattfindet, kommt es darauf an zu fragen, was der Markt an seine Stelle gesetzt hat; zu fragen, ob dies nicht eine Verbesserung ist; und wenn nicht, dann Vorschläge zu machen.“ Seine Schlussfolgerung für die heutige Situation ist: „... nicht nur kann die Sozialdemokratie in einer liberalen kapitalistischen Umwelt stark sein, sondern in einer solchen Umwelt erzeugt sie auch einen höheren Grad an Liberalismus als der traditionelle Liberalismus, wenn dieser sich selbst überlassen wird, denn es ist der Konflikt zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie, der den Anreiz schafft, immer wieder neue kreative Kompromisse zu suchen.“ Karl Polanyi erscheint dann als Stammvater eines „eingebetteten Neoliberalismus“. Dies wäre dann aber kein „Polanyi light“, sondern einfach ein „Polanyi faked“.

nelle Liberalismus, wenn dieser sich selbst überlassen wird, denn es ist der Konflikt zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie, der den Anreiz schafft, immer wieder neue kreative Kompromisse zu suchen.“ Karl Polanyi erscheint dann als Stammvater eines „eingebetteten Neoliberalismus“. Dies wäre dann aber kein „Polanyi light“, sondern einfach ein „Polanyi faked“.

Für Polanyi erwachsen der Sozialismus wie der Faschismus gleichermaßen aus der großen Krise seiner Zeit; sie seien beide „in einer Marktwirtschaft verwurzelt, die nicht funktionieren wollte“. Und beide waren sie für ihn „revolutionär“ insofern, als sie über den gegebenen Zustand hinaus bzw. hinter diesen zurück wollten. Es ist zugleich merkwürdig und erschreckend, dass in der Rezeption der „Großen Transformation“ die „bange Frage“ des Autors völlig übersehen wird, die er so formuliert: „... ist Freiheit ein leeres Wort, eine Versuchung, die den Menschen und seine Werke zerstören muss (wie im Liberalismus – M.B.), oder kann der Mensch angesichts dieser Erkenntnis (der Realität komplexer Gesellschaften – M.B.) seine Freiheit wieder geltend machen und nach ihrer Verwirklichung in der Gesellschaft streben, ohne in einen ethischen Illusionismus zu verfallen?“ Polanyi

Fortsetzung nächste Seite

Fortsetzung von Seite 45

hatte gehofft, dass „Geist und Inhalt der vorliegenden Untersuchung (seiner Great Transformation – M.B.) ... Hinweise auf eine mögliche Antwort“ geben möge.

An der Notwendigkeit und Unvermeidbarkeit eines Endes des liberalen Zeitalters konnte es vor dem Hintergrund der großen Krise, von Zerstörung der Demokratie und Weltkrieg für Polanyi keinen Zweifel geben. Und in Sozialismus und Faschismus seiner Zeit sah er zwei realhistorische Anwärter auf ein Darüber-Hinaus oder Dahinter-Zurück. Die Richtung dieser ideologischen Strömungen hätte in seinen Augen gegensätzlicher nicht sein können. Sozialismus würde der „Forderung des Menschen nach Freiheit“ in einer komplexen Gesellschaft zur Durchsetzung verhelfen. Faschismus dagegen ziehe aus der gesellschaftszerstörenden Tendenz des Liberalismus die Schlussfolgerung, so Polanyi, dass die Freiheit selbst, die Einzigartigkeit des Individuums und die Einheit der Menschheit zerstört werden müssen.

Das eigentliche Polanyi-Moment, so sei behauptet, ist nicht die Gegenbewegung zum Marktradikalismus, sondern die Suche nach einer radikalen Alternative: autoritäre Verteidigung der kapitalistischen Marktgemeinschaft oder demokratische Formen der Unterordnung der Wirtschaft unter die Freiheit aller und jedes/jeder Einzelnen. Mit dem Polanyi-Moment kann nicht der Zeitpunkt verstanden werden, zu dem das Pendel einfach zu neuer sozialer Regulierung zurückslagen müsste, noch kann die Situation durch eine Fraser'sche Dreifachbewegung hinreichend komplex erfasst werden. Wollen wir die politische Grammatik der Gegenwart so verstehen, dürfen wir die immer stärker werdenden Tendenzen hin zu autoritärer und barbarischer Regression nicht ausblenden, wie sie sich in der Hinwendung zu repressiven Strukturen, Fundamentalismen, von Festungskapitalismen und neuer qualitativer Hochrüstung längst abzeichnet. Es gibt nämlich eine vierte Tendenz: die des Autoritarismus und rechten Nationalismus. In Nancy Frasers Modell der Dreifachbewegung hingegen sind Bewegungen, die primär regressiv sind, gar nicht vorgesehen.

Doch der Übergang von einer Dreifach- zu einer Vierfachbewegung für sich genommen reicht nicht aus, um Nancy Frasers eigentlichem Anliegen gerecht zu werden, das auf ein Bündnis sozialer und emanzipatorischer Bewegungen zielt und zugleich die positiven Ansätze aufgreifen will, die mit der Gewinnung von Freiheit durch Ausweitung von Marktchancen und libertären Rechten verbunden sind. Die heutigen Kämpfe müssen meines Erachtens in einem zweidimensionalen Raum mit zwei Achsen verortet werden. Die beiden Pole der horizontalen Achse sind die dem Liberalismus verpflichtete Orientierung, die Freiheitsrechte der Individuen zu verteidigen, einerseits und die Erwartung der Bürgerinnen und Bürger, dass ihnen als Angehörige von Gemeinschaften die grundlegenden Bedingungen eines guten Lebens zur Verfügung gestellt werden – Arbeit und Bildung, Gesundheitsvorsorge, eine saubere Umwelt, demokratische Mitbestimmung und Frieden. Es ist dies der soziale Pol. Die Pole der vertikalen Achse dagegen wären die von emanzipatorischer versus autoritärer Vermittlung dieser grundlegenden Gegensätze moderner Gesellschaften. Man könnte auch sagen: Keine solidarische Emanzipation ohne eine neue Syn-

Alternative Bewegungen der Gegenwart



these von intersubjektiven Freiheitsrechten und Zugang zu den Grundgütern eines freien Lebens, den Commons.

Wenn man den Raum von Alternativen genauer betrachtet (s. Grafik), der durch diese beiden Achsen gebildet wird, kann man die Realbewegungen, mit denen sich Polanyi wie Fraser konfrontiert sehen, besser verstehen und präziser einordnen. Es entsteht ein Dialog mit einem ganzen Spektrum von Bewegungen und Gegenbewegungen. Ich möchte dies mit Bezug auf den Neoliberalismus, den liberalen Sozialismus, den libertären Commonismus und den autoritären Sozialpaternalismus tun.

Fangen wir mit dem Neoliberalismus an: Dieser ist eine Verbindung von Kapitalverwertungsinteressen mit der Anerkennung von Freiheitsansprüchen der Einzelnen unter Absehung der sozialen Bedingungen ihrer Verwirklichung. Die sich daraus ergebenden Widersprüche werden mit Verweis auf die Sachzwänge des Finanzmarkt-Kapitalismus autoritär vermittelt. Es gibt eine zweite, heute politisch noch schwache Bewegung, die sich vor allem um einen New Green Deal, einen New Public Deal, das Konzept eines globalen Marshallplans usw. gruppieren. Ihr gemeinsamer Hintergrund ist ein erneuter oder radikalisierter Sozialliberalismus. Schon Keynes hatte eine über den klassischen Sozialliberalismus hinausgehende Vision eines liberalen Sozialismus formuliert, die er so auf den Punkt brachte: „Die Frage ist, ob wir darauf vorbereitet sind, uns vom Laissez-faire-Staat des 19. Jahrhunderts hin zu einer Ära des liberalen Sozialismus zu bewegen, womit ich ein System meine, wo wir als organisierte Gemeinschaft mit gemeinsamen Zielen agieren können und soziale und ökonomische Gerechtigkeit befördern, gleichzeitig aber das Individuum respektieren und schützen – seine Freiheit der Wahl, seines Glaubens, seiner Gedanken und ihrer Ausdrucksformen, seines Unternehmens und seines Eigentums“.

Eine dritte und an Bedeutung zunehmende Bewegung der Gegenwart ist die, die mit der Wiederaneignung der Gemeingüter als Bereich der Erzeugung der Bedingungen einer freien Gemeinschaftlichkeit verbunden ist. Dazu gehören das Commoning, die solidarische Ökonomie, die verschiedensten Formen alternativer Produktion von

Michael Brie
zeichnet die
heutigen Kämpfe
auf zwei Achsen
ein: horizontal die
beiden liberalen
Orientierungen;
vertikal eman-
zipatorische
versus autoritäre
Tendenzen



**Sozial und ökolo-
gisch orientierte
Einstiegs-
projekte in einen
Green New Deal
und Einstiegs-
projekte in eine
solidarische
Ökonomie im
weitesten Sinne,
in eine Reproduk-
tionsökonomie, die
auf Commoning
basiert, würden
dabei verschmol-
zen werden**

den Genossenschaften bis hin zur Peer-to-Peer-Ökonomie. Dies schließt auch Ansätze ein, den Sozialstaat als partizipatorische soziale Infrastruktur umzubauen und mit erhöhter Autonomie und Selbstbestimmung im Feld der Erwerbsarbeit zu verbinden. Diese Strömung kann als libertärer Commonismus bezeichnet werden. Und es gibt viertens eine Bewegung, die sich erneut autoritär paternalistisch auf das Sozial-Gemeinschaftliche bezieht, die negativen Freiheitsrechte (beginnend mit „Ausländern“, „Andersgläubigen“ usw.) reduzieren will und dazu tendiert, Andersdenkende, Anders-Seiende auszgrenzen. Der hier verwendete Oberbegriff ist der des ausgrenzenden autoritären Sozialpaternalismus.

Wie schon zu Zeiten von Polanyi steht auch heute die Alternative, ob die Fundamente unserer Gesellschaften unter den Imperativen der Kapitalakkumulation irreversibel zerstört werden oder ob sie entsprechend ihren eigenen Potenzialen und mit dem Zweck eines reicher menschlichen Lebens heute und in Zukunft wirken können. Dies aber, so zumindest die Position von Polanyi, ist mit einer kapitalistischen Marktgemeinschaft unvereinbar. Der „Konflikt zwischen dem Markt und den elementaren Erfordernissen eines geordneten gesellschaftlichen Lebens“ muss durch die Überwindung der Marktgemeinschaft gelöst werden oder es kommt zum Untergang der Zivilisation in Barbarei – dies war die feste Überzeugung Karl Polanyis im Angesicht der Epochenkrise der 1930er- und 1940er-Jahre.

Die entscheidende strategische Aufgabe einer transformatorisch orientierten Linken im Geiste von Karl Polanyi und Nancy Fraser wäre es, dazu beizutragen, die Grundlage der sogenannten Doppelbewegung, die kapitalistische Marktgemeinschaft, aufzuheben. Dies berührt sich nun wiederum mit der Zielstellung „nichtreformistischer Reformpolitiken“, wie sie Nancy Fraser fordert, die zwei Seiten hätte: „Einerseits beziehen sie sich auf vorhandene Identitäten von Menschen und kümmern sich um deren Bedürfnisse, so wie diese innerhalb eines bestehenden Rahmens der Anerkennung und Verteilung ausgelegt werden; andererseits treten sie eine Dynamik los, in deren Zuge radikalere Reformen möglich werden. Wenn sie erfolgreich sind, verändern nichtreformistische Reformen mehr als die spezifischen institutionellen Merkmale, auf die sie eigentlich zielen. Darüber hinaus bereiten sie den Boden für spätere Auseinandersetzungen. Indem sie das System der Anreize und der politischen Opportunitätskosten verändern, schaffen sie neuen Spielraum für künftige Reformen. Längerfristig können sie, durch Kumulation ihrer Effekte, auch auf die zugrunde liegenden Strukturen einwirken, die Ungerechtigkeiten bedingen“. Sozial und ökologisch orientierte Einstiegsprojekte in einen Green New Deal und Einstiegsprojekte in eine solidarische Ökonomie im weitesten Sinne, in eine Reproduktionsökonomie, die auf Commoning basiert, würden dabei verschmolzen werden.

Wolte man Nancy Frasers Botschaft von der Dreifachbewegung im Geiste von Karl Polanyi ausgehend von dem hier entwickelten Ansatz reformulieren, so könnte sie heißen: Wir sollten darauf hinarbeiten, dem Bündnis von Neoliberalismus und autoritärer Sozialpaternalismus, wie er jetzt vorherrscht, das Bündnis aus liberalen Sozialistinnen und Sozialisten und durch und durch libertären Commonistinnen und Commonisten entgegenstellen.

Warum Polanyi Natur „fiktive Ware“ nennt

Obwohl nicht zum Verkauf bestimmt, wird Natur im Kapitalismus als Ware behandelt. Das geht nicht gut

DEFINITION: MARKUS WISSEN

Was wir als Grund und Boden bezeichnen, ist ein mit den Lebensumständen des Menschen untrennbar verbundenes Stück Natur. Dieses Stück Natur herauszunehmen und einen Markt daraus zu machen war das vielleicht absurdste Unterfangen unserer Vorfahren", schreibt Karl Polanyi in „The Great Transformation“ (TGT, S. 243). Heute ist es normal, Natur, also Boden, Rohstoffe, Wasser oder deren Leistungen für die Menschen wie die Speicherung von CO₂, als Ware zu handeln. Es ist sogar so normal, dass sich die Frage stellt, warum Polanyi es jemals als „absurd“ bezeichnen konnte.

Die Antwort liegt im Konzept der Ware. Eine Ware ist ein Gut, das hergestellt wird, um es zu veräußern. Natur fällt ebenso wie Arbeitskraft und Geld nicht unter diese Definition. Menschen mögen Bäume pflanzen, um deren Fähigkeit, mittels Photosynthese der Atmosphäre CO₂ zu entziehen, im Rahmen des Emissionshandels zu verkaufen. Die Bäume jedoch erbringen die Leistung der Photosynthese ohne Verkaufsabsicht.

Obwohl nicht zum Verkauf produziert, wird Natur im Kapitalismus als Ware behandelt. Sie ist Polanyi zufolge deshalb eine fiktive Ware. Allerdings verliert ihr Warencharakter seine Fiktion, wenn man – mit Marx – ergründet, was beim Verkauf eines Stücks Natur eigentlich geschieht: Nicht Natur selbst wechselt in einen anderen Besitz, sondern die Resultate der menschlichen Arbeit, die ihr unter Umständen in der Vergangenheit hinzugefügt wurden, vor allem aber der Anspruch auf die Erträge, die sich mit ihr künftig erwirtschaften lassen.

Wer etwa ein Stück Boden erwirbt, in dem Steinkohle vermutet wird, zahlt nicht für den Prozess der Fossilisation, dessen Ergebnis die Steinkohle ist. Diese „Arbeit“ hat die Natur ganz ohne monetäre Anreize erledigt. Wer das Stück Boden kauft, erwirbt vielmehr die vielleicht schon vorhandenen Förderanlagen. Vor allem aber das Recht, die Steinkohle zu extrahieren oder extraheieren zu lassen und aus der Leistung derer, die diese Arbeit verrichten, einen Profit oder eine Rente zu ziehen.

Dass Natur als „Ware“ gehandelt, also kommodifiziert wird, ist ein historisch neues Phänomen. Polanyi unterscheidet ausgehend vom Beispiel Englands drei „Stadien in der Unterwerfung der Oberfläche des Planeten unter die Erfordernisse einer Industriegesellschaft“ (TGT, S. 245).

Erstes Stadium: Land wird aus der gemeinschaftlichen oder feudalen Bewirtschaftung herausgelöst. Gleichzeitig werden die unmittelbar Produzierenden aus persönlichen Abhängigkeitsverhältnissen entlassen, von der Verfügung über die Mittel ihrer Subsistenz befreit und zu Lohnarbeitenden gemacht, aus der gemeinschaftlichen bzw. feudalen Bewirtschaftung herausgelöst. Das Privateigentum an Grund und Boden sowie das Recht, mit ihm zu handeln, entwickelt sich zu einem zentralen Bestandteil individueller Freiheit.

Zweites Stadium: In der Folge wird die Grundversorgung eines wachsenden Teils der Bevölkerung marktabhängig. Lebensmittel, die bis in die frühe Neuzeit hinein entweder für den Eigenbedarf produziert



oder auf lokalen Märkten gehandelt wurden, müssen ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts über immer weitere Distanzen transportiert und verkauft werden, um die rasch wachsende Bevölkerung der entstehenden Industriestädte zu versorgen, die über nichts anderes verfügt als die eigene Arbeitskraft.

Drittes Stadium: Diese Entwicklung wiederholt sich im globalen Maßstab. Mit dem Freihandel wurde „die landwirtschaftlich-industrielle Arbeitsteilung (...) auf den Erdball ausgedehnt“ (TGT, S. 247). Die industriellen Zentren importieren mineralische und metallische Rohstoffe sowie agrarische Güter und verwenden sie zum Zweck des individuellen ebenso wie des „produktiven“, also industriellen Konsums.

Bei diesen Stadien handelt es sich freilich eher um eine Heuristik, mit der sich die heutigen Ausprägungen der Kommodifizierung von Natur begreifen lassen, als um einen abgeschlossenen Prozess. Eine dem ersten Stadium Polanyis vergleichbare Besitznahme von Boden ist etwa das in jüngerer Zeit diskutierte und kritisierte *land grabbing*: Gemeinschaftlich, häufig extensiv und nach nichtkodifizierten Regeln be-

wirtschaftetes Land wird zunächst einem formalen Rechtssystem unterstellt und so dann privatisiert, um darauf für den Export bestimmte Produkte anzubauen.

Die von Polanyi als zweites Stadium beschriebene Urbanisierung lässt sich heute in den aufstrebenden Schwellenländern beobachten. An Chinas Ostküste wachsen die Städte in einem atemberaubenden Tempo. Sie ziehen Arbeitskräfte aus ländlichen Regionen an, deren Reproduktion ähnlich wie jene des Proletariats in den englischen Industriestädten des 19. Jahrhunderts von Lebensmittelmärkten abhängig wird.

Drittens versucht der Kapitalismus seine wiederkehrenden Krisen nicht zuletzt dadurch zu überwinden, dass er die Kommodifizierung von Arbeitskraft und Natur in einem globalen Maßstab intensiviert. Nichts anderes verbirgt sich hinter der vielbeschworenen „Globalisierung“: Der Kapitalismus dringt in immer neue Bereiche vor. Agroindustrielle oder pharmazeutische Konzerne des globalen Nordens etwa erwerben geistige Eigentumsrechte an der biologischen Vielfalt des globalen Südens, um die Informationen, die das Erbgut von Pflanzen enthält, exklusiv für die Entwicklung biokapitalistischer Hightech-Produkte zu verwerten.

Der zentrale Widerspruch der Kommodifizierung besteht darin, dass die Leistungen von Natur für die Gesellschaft gleichzeitig angeeignet und bedroht werden. Natur als Ware zu behandeln beinhaltet, den maximalen Ertrag aus ihr zu ziehen. Die Stofflichkeit von Natur, ihre Reproduktionsnotwendigkeiten, werden diesem Ziel untergeordnet – mit dem Ergebnis erodierter Böden, verschmutzter Gewässer, zerstörter kleinbäuerlicher Existenz oder globaler Erwärmung.

In der Vergangenheit haben die destruktiven Folgen der Kommodifizierung von Natur immer wieder Gegenbewegungen hervorgerufen. Nicht selten waren diese reaktionär, etwa wenn sich Großgrundbesitzer der „Mobilisierung des Bodens“ (TGT, S. 253) widersetzten und für Agrarprotektionismus stritten.

Progressive Gegenbewegungen kämpfen für Landreformen, die den Boden der wirtschaftsliberalen Marktlogik ebenso wie der reaktionären Herrschaft von Großgrundbesitzern entziehen. Sie treten für eine demokratische Kontrolle basaler Infrastruktursysteme wie der Wasser- und der Energieversorgung ein, die in den Hochzeiten des Neoliberalismus privatisiert wurden. Damit nehmen sie gemeinschaftliche und nachhaltige Formen des Wirtschaftens jenseits des Kapitalismus vorweg.

Polanyi selbst hat bezweifelt, dass sich die sozialen und ökonomischen Probleme seiner Zeit noch im Rahmen des – von ihm als „Marktgesellschaft“ bezeichneten – Kapitalismus lösen lassen. Stattdessen hielt er eine sozialistische Transformation für nötig, und zwar gerade im Interesse der individuellen Freiheit, die im Kapitalismus notwendig auf Kosten anderer geht. Ange-sichts der vielfältigen Krisen – nicht zuletzt der durch „freie“ Märkte intensivierten Krisen der Natur – ist dieses Postulat heute aktueller denn je.

Die kapitalistische ist eine sorglose Gesellschaft, sorglos nicht im Sinne der Leichtigkeit des Seins, sondern sorglos im Umgang mit den ökologischen und sozialen Grundlagen des Lebens. Dazu zählt auch die Selbst- und Fürsorge.

Alle Menschen sind in allen Phasen des Lebens – nicht nur in Kindheit und Alter, bei Krankheit und Gebrechlichkeit – alltäglich darauf angewiesen, für sich zu sorgen, und darauf, dass jemand für sie sorgt. Die Sorge für sich und andere ist aber nicht nur für die Einzelnen unerlässlich. Sie ist es auch für das Funktionieren der Gesellschaft einschließlich der Wirtschaft.

Die Wirtschaft greift auf Arbeitskräfte zu, die in Familien erzogen, in Kindergärten betreut, in Schulen gebildet, in Spitälern gehilft werden. In ihren Profit-, Rentabilitäts-, Effizienzorientierungen hingegen sieht sie von Sorgebelangen entweder ab oder macht sie sich zu eigen, wenn ihre Erfüllung ökonomischen Nutzen verspricht. Arbeitszettel, die der Selbst- und Fürsorge und damit dem Zusammenleben von Eltern und Kindern, von Jungen und Alten, von Gesunden und Kranken zuträglich sind, sind die Ausnahme, nicht die Regel und schon gar kein Recht. Für Social Freezing, also das Einfrieren von Eizellen, das es Frauen ermöglicht, die Geburt von Kindern biografisch nach hinten zu schieben und somit die Lebensphase der Höchstleistungsfähigkeit der Karriere und dem Konzern zu widmen, tragen Großunternehmen hingegen durchaus (finanziell) Sorge.

In einer in dieser Weise sorglosen Gesellschaft ist es nicht verwunderlich, dass die Selbst- und Fürsorge einerseits ein Schattendasein führt und, mehr noch, bis an die Grenzen ihrer Gefährdung vernachlässigt wird. Andererseits wird sie, ebenfalls nicht verwunderlich, dort zum Geschäft, wo sie lukrativ vermarktab ist.

Ganz im Polanyi'schen Sinne haben Marktmechanismen die gesellschaftliche Organisation der Selbst- und Fürsorge in den letzten Jahrzehnten in zunehmendem Maß durchdrungen. Es sind Sorgemarkte entstanden, auf denen Sorgedienstleistungen und Sorgearbeit in zahlreichen Varianten zum Verkauf angeboten werden. Ähnlich, wie es Karl Polanyi für Land, Arbeit, Geld anspricht, handelt es sich auch bei der Selbst- und Fürsorge um eine Grundvoraussetzung gesellschaftlichen Lebens, die zu kommodifizieren – also zur Ware zu machen – ihr wesensfremd ist und der Gesellschaft an die Substanz geht. Ist der Markt zudem der alleinige oder vorrangige Taktgeber für die Art und Weise, wie die Selbst- und Fürsorge kommodifiziert wird, droht sie in dem, was sie ausmacht oder ausmachen sollte – in der lebensdienlichen Sorgsamkeit im Umgang mit Menschen und Natur –, zerstört zu werden. Die Selbst- und Fürsorge ist eine „fiktive Ware“ im Polanyi'schen Sinne.

An der Vermarktlichung der Selbst- und Fürsorge per se ist nichts neu, ihre Art und Weise hingegen streut so breit wie nie zuvor, da immer mehr Bereiche des Sorgens marktgängig geworden und vermarktlert worden sind: von Wellness bis zur Organisation des Kindergeburtstags, von der 24-Stunden-Betreuung in den eigenen vier Wänden bis zum späten Neuanfang im betreuten Wohnen oder der stationären Pflege in verschiedenen Regionen der Welt, von der Leihmutterchaft bis zum bereits genannten Social Freezing, vom Ambient Assisted Living, also der digital gestützten Organisation des Alltags, bis zum Einsatz von Pflegerobotern reicht das Angebot. Was,

Sorgemarkte: Vom sorglosen zum sorgenden Kapitalismus?

Der Pflegeroboter ist ein fragwürdiges Symbol für die Idee, das unwägbare Leben zu beherrschen

ANALYSE: BRIGITTE AULENBACHER



Zur Autorin

Brigitte Aulenbacher ist Professorin für soziologische Theorie und Sozialanalysen. Ihre Arbeitsgebiete sind Gesellschafts- und Kapitalismusanalyse, Arbeits-, Care- und Geschlechterforschung sowie öffentliche Soziologie

so ließe sich einwenden, ist schlecht daran oder schlechter noch, als es angesichts des Schattendaseins der Selbst- und Fürsorge in überforderten Familien, der ungleichen Verteilung von Sorgepflichten und -lasten zwischen den Geschlechtern, unzureichender staatlicher Sozialleistungen, des Einstiegs von Kindern und Jugendlichen in die Sorge für erwachsene Angehörige immer schon gewesen ist?

Wenngleich diese Probleme nicht von der Hand zu weisen sind oder, anders gesagt,

die Selbst- und Fürsorge in einer von Grund auf sorglosen Gesellschaft eben noch nie zufriedenstellend gelöst war, so sind die neuen Sorgemarkte für sich genommen aber dennoch keine Lösung.

Und zwar aus mehreren Gründen: Der Markt allein wird es nicht richten. Im Gegenteil: Nach Karl Polanyi richtet gerade die wirtschaftsliberale Idee des selbstregulierenden Marktes, auf dem scheinbar die Besten die Konkurrenz überleben, im Hinblick auf die „fiktiven Waren“ Land, Arbeit, Geld den größten Schaden an. So ist es in gewisser Weise auch bei der „fiktiven Ware“ Sorge.

Zueinander in Konkurrenz gesetzt haben stationäre Pflegeeinrichtungen und vor allem ihre Beschäftigten wie die Betreuten dies in den letzten Jahrzehnten schmerlich erfahren müssen: Ökonomisch effiziente Pflege ist Pflege im Minutentakt, weit entfernt von allen Vorstellungen guter Pflege, die sich mit den entsprechenden Berufen verbinden. Die mündige Kundin und der mündige Kunde – wie die Patientin und der Patient unabhängig von ihren Gebrechen im Marktjargon zu fassen sind – können zwischen den Einrichtungen wählen und, wenn sie über die Zahlungsfähigkeit verfügen, ein hochpreisiges Segment mit vielleicht besseren Angeboten aufsuchen.

In der 24-Stunden-Betreuung – oftmals weltweit so organisiert, dass Migrantinnen in die Haushalte der zu betreuenden Familien, Kinder, Alten, Kranken einziehen – werben Vermittlungsagenturen beispielsweise in Singapur damit, dass sie für die Haushalte gebührenfrei arbeiten und die vermittelten Arbeitskräfte keinen freien Tag und geringe Löhne haben. Wie geht das? Es geht aufgrund eines transnationalen Arbeitsmarktes, auf dem in der Regel weibliche Arbeitskräfte aus den Philippinen mangels Alternative zu diesen Bedingungen verfügbar sind und die Agenturen Teile des Lohns einbehalten. Der Kinderwunsch von Paaren und Einzelnen im globalen Norden wird durch Leihmutterchaft erfüllt, die im globalen Süden geschäftsmäßig organisiert wird. Nichts fügt sich hier nach Prinzipien der Freiwilligkeit, sondern ökonomische Zwänge und soziale Privilegien sorgen dafür, wer wie für andere sorgt oder durch andere versorgt wird.

Von Mechanismen des selbstregulierenden Marktes befreit, so Karl Polanyis Vision, könne die industrielle Zivilisation Freiheit und Gerechtigkeit ermöglichen. Gewiss, der Pflegeroboter ist nicht unabhängig von der bisherigen ökonomischen Entwicklung zu denken, aber ihm ist doch mehr eingeschrieben als die wirtschaftsliberale Idee des selbstregulierenden Marktes. Er ist geradezu Sinnbild für die Vorstellung, das Leben mit allen seinen Unwägbarkeiten wie Krankheit, Gebrechlichkeit, Alter durch Technologie beherrschen zu können. Eine Vorstellung, die ebenso fraglich ist wie die des selbstregulierenden Marktes.

Sorgemarkte sind kein Weg in eine sorgende Gesellschaft, vielmehr schreiben sie die Sorglosigkeit des Kapitalismus fort. Sie machen neue Selbst- und Fürsorgeangebote für jene, die es sich leisten können. Das ist keine Lösung für jene, die hierfür in die Pflicht genommen werden, weil sie keine Alternative haben. Und es ist keine Lösung für die Gesellschaft insgesamt. Sie muss sich darüber verständigen, was ihr die Selbst- und Fürsorge wert ist – und dieser Wert geht im Marktwert sicher nicht auf.